

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Meer der weißen Särge

Belgien F 35 / Frankreich F 5.- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2.- / Schweden kr 5.- i.m. / Spanien P 80



Meer der weißen Särge

John Sinclair Nr. 231

von Jason Dark

erschienen am 07.12.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Meer der weißen Särge

Zwischen den alten, verfallenen Gemäuern nistete das Unheil.

Gespenstisch hörte es sich an, wenn das Wasser gegen die porösen Hauswände klatschte, als wären seltsam glucksende Stimmen dabei, von einem anderen, geisterhaften Leben zu erzählen.

Die Nacht war fast schwarz. Der Mond, sonst Bote der Verliebten und gerade in Venedig zu diesem Symbol hochstilisiert, hielt sich vornehm zurück, denn die gewaltigen Wolken konnte auch er mit seinem fahlen Licht nicht durchdringen. Venedig schlief.

Doch es war eine trügerische Ruhe. Irgend etwas lebte in dieser geheimnisvollen Stadt, in dem der Atem der Geschichte fast körperlich spürbar war. Etwas lauerte im Verborgenen, schien eins geworden zu sein mit dem brackigen Wasser und den alten Palästen der großen Vergangenheit dieser Metropole.

Um diese Zeit fuhr kein Tourist mehr auf den Kanälen. Es war drei Uhr morgens, eine Zeit, in der sogar die meisten Wasserratten schliefen. Man wartete auf den neuen Tag, holte Atem, der die Stadt dann mit einem quirligen Leben erfüllte.

Von weit her ertönte ein klagendes Lied. Ein einsamer Gondoliere sang es. Sein Lied erzählte von einer unendlichen Traurigkeit, von Depressionen und Vergänglichkeit. Die klagende Melodie fing sich über dem Wasser und huschte geisterhaft als Echo durch die engen Kanäle, bevor sie irgendwo verklang wie das Säuseln eines Sommerwindes.

Aus den schmalen Wasserstraßen stieg ein seltsamer Geruch an den Fassaden empor. Moder, Verwesung, fauliges Wasser – all dies vereinigte sich zu einem atemnehmenden Gestank, der träge wie Blei über der Perle an der Adria lag.

Das Lied des Gondoliere verstummte. In den engen Wassergassen wurde es wieder still. Hier und da brannte in den Häusern ein vereinzeltes Licht. Meist schimmerten nur gelbe Streifen durch die Lücken in den Fensterläden und malten ein verschwommenes, zuckendes Muster auf die Wellenkämme.

»Venedig wird sterben!« hauchte auch das junge Mädchen und schmiegte sich enger an seinen Begleiter, mit dem es in dem düsteren Flur stand, wobei es das graue Rechteck der Tür nicht aus den Augen ließ.

Der Mann zuckte zusammen. Für Sekunden verkrampften sich seine Hände, bevor er antwortete: »Wir schaffen es, Franca, wir schaffen es ganz bestimmt.«

»Nein, Marco, ich glaube nicht daran.« Sie atmete tief ein und schüttelte sich dann, als wollte sie den Gestank loswerden, der sich auch in ihrer Kleidung festgesetzt hatte. »Du hast den Frevel begangen, und dafür werden wir büßen.«

»Ich kann mich wehren!« Die Stimme des Mannes klang laut, und Franca legte erschrocken einen Finger auf seine Lippen.

»Willst du, daß man uns hört?«

»Es ist mir egal.«

»Sei nicht verrückt. Du hast das Grab gefunden. Und jetzt ist die Sache für uns erledigt, denk immer daran!«

»Ich will aber nicht.« Seine Hand legte sich auf die Hüfte des Mädchen und fuhr daran herunter, bis sie die Oberschenkel erreicht hatte. Dort verharrte sie.

»Der Gondoliere hat aufgehört zu singen, Marco. Auch er gab auf. Denk daran. Es war eine letzte Warnung. Sie werden kommen, das verspreche ich dir.«

»Dann sind wir weg.«

»Und wohin? Du bist nirgends sicher. Auch mich werden sie fangen.«

Franca schüttelte sich. »Diese Stadt steckt voller Grauen. Ich spüre es. Da sind viele Gräber, von denen wir nichts wissen. Auch in den alten Bleikammern leben sie noch. Ich… ich glaube…«

»Wir werden gehen.«

»Und dann?«

»Nichts. Bei der Polizei sind wir sicher.«

»Falls man uns glaubt.«

Marco hob die Schultern. Er konnte Francas Angst verstehen.

Auch er hatte es nicht für möglich gehalten, was sich hier im geheimen abspielte, aber sie hatten den Beweis bekommen, und der war schrecklich genug.

»Ich schaue mal nach«, flüsterte Marco. Ohne eine Antwort des Mädchens abzuwarten, schritt er zur Tür. Unter seinen Sohlen knirschte der Dreck. Kleinere Steine wurden zertreten. Von den Wänden war der Putz gerieselt. An vielen Stellen waren Löcher zu sehen, als hätte jemand mit einem Hammer gegen die Mauern geschlagen.

Vor der Tür holte Marco noch einmal tief Atem. Sein schmaler Körper spannte sich. Die Tür selbst war so alt wie das Haus. Es grenzte an ein Wunder, daß sie sich überhaupt noch öffnen ließ. Die gebogene Klinke zeigte die Form einer Löwenpranke. Im Laufe der Zeit hatte das Metall Rost angesetzt, und sie ließ sich nur stockend bewegen, bevor sie so weit war, daß Marco die Tür aufziehen konnte.

Durch den Spalt schaute er nach draußen.

Die Häuserwände gegenüber schienen so nah zu sein, daß er sie mit der Hand hätte greifen können. Davor schimmerte das Wasser.

Eine schwarze träge Flüssigkeit, die kleine Wellen warf, an den Wänden entlangleckte und das sowieso schon poröse Gestein noch immer weiter aushöhlte.

Dafür jedoch hatte der junge Mann keinen Blick. Er verschwendete nicht einmal einen Gedanken daran, für ihn war wichtig, dem Unheil zu entkommen.

Ein Blick nach rechts und links.

Die Luft war rein!

Kein Verfolger befand sich auf dem Wasser. Die Boote, die auf den Wellen dümpelten, waren alle festgetaut. Links sah er den Schatten einer schmalen Brücke. Sie führte über das Wasser von einer Seite zur anderen, und Marco war schon oft über die alten Steine gegangen.

Bevor er das Haus verließ, drehte er sich um und winkte seiner Freundin.

Franca kam zögernd.

»Mach schon«, drängte Marco. »Los, beeile dich. Sie wissen nicht, wo wir sind.«

»Ja, ja…« Das Mädchen ging jetzt schneller. Es klammerte sich an

Marco fest, als es ihn erreicht hatte. Einfach war es nicht, sich neben dem Kanal herzubewegen. Dort gab es nur einen schmalen Steg. Er schien an der Hauswand zu kleben. In der Breite konnte man ihn mit einem Sims vergleichen.

Da mußten sie rüber!

Franca hatte schreckliche Angst, daß sie abrutschen und in der schmutzigen Brühe landeten, aber es gab keinen anderen Weg für sie. Ewig konnten sie sich in dem verlassenen Haus nicht versteckt halten. Einmal schon waren sie gejagt worden und nur knapp entkommen, ein zweites mal würden sie sicherlich nicht mehr soviel Glück entwickeln.

Über Francas Rücken rieselte es kalt, wenn sie an die unermeßliche Gefahr dachte, in der sie schwebten. Was sie gesehen und entdeckt hatten, war unbeschreiblich, unglaublich, und es gehörte in das Reich der Fabel und nicht in die Realität.

Aber was war schon in Venedig Realität? In der Stadt, wo jeder nur mit der Vergangenheit lebte und irgendwie darauf zu warten schien, daß die Stadt endgültig versank.

Von der Adria her blies ein landiger Wind. Er drang auch in die engen Gassen und kühlte die Gesichter der beiden jungen Menschen. Sie bewegten sich eng an der Hauswand entlang. Marco hatte die Spitze übernommen. Eigentlich hätte er zwei Hände gebraucht, um sich an der Wand entlangzutasten, aber er stützte sich nur mit einer ab. Die andere hatte er nach hinten gestreckt, so daß Franca seinen Arm umfassen konnte und ihr dieser Kontakt Sicherheit gab.

Der Sims war ebenso bröcklig wie das gesamte Mauerwerk. An manchen Stellen waren Steine abgebrochen, und die beiden Flüchtlinge mußten ihre Schritte vergrößern, um die Lücken zu überqueren. Oft brach dicht vor Marco das Gestein weg. Mit einem dumpfen »Blupp« klatschten die Brocken jedesmal ins Wasser.

Dieses Geräusch erzeugte bei Franca eine Gänsehaut. Es erinnerte sie daran, wie leicht auch sie abrutschen und nach unten fallen konnten.

»Bitte… sei vorsichtig«, hauchte sie immer wieder.

Marco hörte die Worte zwar, er kümmerte sich aber nicht darum.

Er hatte genug mit sich selbst zu tun, preßte hart die Lippen auf einander und konzentrierte sich auf den Weg. Er war nur froh, daß sie nicht wieder angegriffen wurden, denn das war das schlimmste überhaupt.

Marco wollte die Brücke erreichen. Sie war sein Ziel. Wenn sie dort ihren Fuß hingesetzt hatten, dann konnten sie zum ersten mal aufatmen, obwohl sie sich noch längst nicht in Sicherheit befanden, wie beide wußten.

»Kannst du noch?« fragte Marco.

»Geh weiter!« Die Stimme des Mädchens klang gepreßt. Sie zeigte ein wenig von der Angst, die Franca empfand.

Der Weg zog sich in die Länge. Jeder Schritt kostete Nerven und Konzentration. Stoßweise ging der Atem des Mannes. Er spürte den Schweiß, der sich zu Tropfen sammelte und dann in langen Bahnen über sein Gesicht lief. Die Haare klebten auf der Haut. Manchmal verschwamm die Brücke auch vor seinen Augen, dann hielt er inne, konzentrierte sich aufs Neue, und weiter ging es.

Die beiden schafften es. Vom Sims aus konnten sie sich, wenn sie die Arme hoben, an das Steingeländer festklammern und sich dann in die Höhe ziehen. Die Brücke verband zwei schmale Durchlässe, handtuchbreite Einfahrten, die ein kompakter Mensch kaum durchgehen konnte, weil er mit den Schultern an den Mauern schleifte.

»Warte du!« sagte Marco und zog sich als erster in die Höhe.

»Okay.«

Marco streckte seinen Körper noch einmal, bekam die steinerne Umrandung zu fassen und zog sich in die Höhe. Mit den Knien und Füßen mußte er etwas nachhelfen, hatte es dann geschafft und stand auf der gebogenen Brücke.

Er ruhte sich nicht erst aus, sondern beugte sich vor und streckte abermals seinen Arm aus, um seiner Freundin in die Höhe zu helfen.

Obwohl Franca ein Leichtgewicht war, hatte Marco alle Mühe, sie auf die Brücke zu ziehen. Dort blieb sie erst einmal stehen, lehnte sich an die Brüstung und atmete tief durch.

Franca brauchte die Erholungspause ebenso wie Marco. Beide zitterten am gesamten Leib. Die letzten Minuten waren einfach zu strapaziös gewesen.

In ihren Augen schimmerte wieder Hoffnung und auch der Glaube daran, es doch noch schaffen zu können.

An beiden Enden der Brücke begann der schlauchartige Weg. Er schnitt wie mit dem Messer gezogen zwischen den Häuserzeilen.

Marco wußte, daß dieses Viertel von Venedig kaum bewohnt war.

Zu sehr hielt der Verfall die Häuser bereits in seinen Klauen.

Sie umarmten sich und blieben sekundenlang in dieser Haltung stehen. Jetzt dachte auch Marco daran, daß sie letzten Endes doch noch durchkamen und diese grauenvolle Stadt verlassen konnten.

Vielleicht brauchten sie nicht einmal zur Polizei, denn dort hätte man ihnen wahrscheinlich nicht geglaubt.

»Komm«, sagte Marco nach einer Weile.

»In welche Richtung?«

Marco deutete hinter sich, wo die enge Gasse begann und sogar leicht anstieg. Der Boden war nicht glatt. Das Pflaster lag auch nicht eben, sondern war holprig und auch aufgerissen, so daß sich in der Gasse zahlreiche Stolperfallen befanden.

Hintereinander wollten sie gehen und hatten schon den ersten Schritt

getan, als Marco stehenblieb. Sein Gesicht verzerrte sich in namenlosem Schrecken, bevor es bleich wie ein Leichentuch wurde.

In der Gasse lauerte das Ungeheuer. Ein wüster, gewaltiger Klumpen, der sich deutlich vom Boden abhob und so schrecklich groß werden konnte, wie beide wußten.

Mit Francas Beherrschung war es vorbei. Sie konnte einen Schrei nicht unterdrücken, dessen Echo zwischen den Wänden zitterte.

Dann schüttelte sie den Kopf, wollte etwas zu ihrem Freund sagen, doch sie bekam die Zähne nicht mehr auseinander, da Marco sie herumriß und in die entgegengesetzte Richtung zog.

Hinein in die Gasse und zuerst über die Brücke weg. Ihr Lauf wurde schnell, stoppte allerdings ebenso abrupt, denn Marcos Befürchtung bewahrheitete sich.

Auch in der anderen Gasse lauerte das Untier.

Sie saßen in der Falle!

***

Viele Menschen kennen Venedig nur von den Erzählungen her. Ich nicht. Schon zweimal hatte ich in der Stadt an der Adria zu tun gehabt, in dieser ach so oft beschriebenen und besungenen Metropole einer glanzvollen Vergangenheit.

Die Seufzerbrücke, Campanile, die Tauben, die Kirche von San Marco, der Platz davor, das alles zählte neben den prachtvollen Palästen der ehemals so mächtigen Dogen für die Touristen. Uns interessierte es weniger, denn Suko und mich hatte ein Fall in die Stadt geführt.

Begonnen hatte es mit den toten Tauben!

Zu Hunderten regneten sie vom Himmel, bedeckten die Gassen und Plätze. Tierkadaver, die irgendwie vergiftet schienen. Jedenfalls glaubte man das. Bis die Vögel genauer untersucht wurden, und da stellte man fest, daß sie keinen Tropfen Blut mehr besaßen.

Sie wirkten leergesaugt, als hätte ihnen jemand das Blut abgezapft.

Man fand sogar Bißstellen, die auf dieses ungewöhnliche Phänomen hinwiesen, und die Polizei wurde eingeschaltet.

Sie stand vor einem Rätsel.

Blutleere Tauben fielen nicht einfach vom Himmel, das mußte einen Grund haben. Also ging man der Sache nach, doch zu einem Ergebnis kam man nicht.

Das Motiv blieb im Dunkeln.

Bis sich Menschen meldeten, die ein seltsames Phänomen beobachtet hatten. Da sprachen glaubwürdige Zeugen von gewaltigen Fledermäusen, die sie über der Stadt gesehen haben wollten.

Riesige Vögel mit blutroter Haut, großen Mäulern und gefährlichen Zähnen. Diese Wesen wurden zweifelsohne als Fledermäuse

identifiziert, aber Fledermäuse von dieser Größe gab es nirgendwo auf der Welt.

Die Entdeckung konnte verheimlicht werden, die Presse bekam keinen Wind davon, aber im Polizeipräsidium rauchten die Köpfe.

Ein logischer Schluß lag nahe. Wenn die Fledermäuse unter Umständen die Tauben angegriffen und ihr Blut ausgesaugt hatten, dann war es durchaus möglich, daß sie sich irgendwann einmal auf Menschen stürzten. Das wollte keiner der Verantwortlichen zulassen. Aus diesem Grunde verstärkte man die Polizeistreifen. Der Erfolg stellte sich bald darauf ein, denn zwei Carabinieri sahen die Wesen.

Allerdings weit draußen, schon im Golf, jenseits der zahlreichen Inseln und des Lido. Dort schwebten sie lautlos durch die Luft, griffen die Menschen zum Glück nicht an, und den Polizisten gelang es tatsächlich, die beiden Wesen etwa zehn Minuten lang zu beobachten, bevor die Tiere in der wattigen Dunkelheit über dem Wasser verschwanden.

Die Protokolle über die Beobachtungen waren streng geheim und nur bestimmten Beamten zugänglich. Einer dieser Männer war Commissario Tolini, ein alter Fuchs, dem man so leicht nichts vormachen konnte. Seit er denken konnte, tat er in Venedig Dienst, er hatte sich mit Taschendieben, Mafiakillern und Fixern herumgeschlagen, aber er hatte auch ein Erlebnis gehabt, das schon einige Jahre zurücklag.

Da war es in der Stadt zu einem seltsamen Phänomen gekommen, denn die Todesgondel zog ihre Bahn. Es ging da um die Bande der goldenen Masken, und den Fall aufgeklärt hatten schließlich ein Oberinspektor aus London. Ein Mann, der sein Geld bei Scotland Yard verdiente und sich mit okkulten Dingen beschäftigte.

An ihn erinnerte sich Tolini, und er hatte den Namen des Mannes behalten.

John Sinclair!

Commissario Tolini ging zum Polizeipräsidenten. Er wurde gnädig empfangen und sogar sehr schnell, denn die Sache mit den toten Tauben bereitete auch dem höchsten Chef der Polizei einiges an Kopfzerbrechen. Alles was damit in Zusammenhang stand, wurde vorrangig behandelt, so daß Tolini seine Audienz bekam.

Sie dauerte länger, als er ursprünglich angenommen hatte. Über zwei Stunden mußte er reden, bis der Polizeichef schließlich seinen Segen gab.

»Bene, Signore, dann holen Sie diesen Wundermann.«

»Er ist kein Wundermann, bitte sehr, aber John Sinclair bringt die nötige Erfahrung mit.«

Die brachte ich nicht allein mit. Unter anderem hatte ich auch Suko mitgenommen, denn als wir etwas von den roten Vampiren hörten, die

eigentlich nur zu Vampiro-del-mar zählen konnten, da reagierten wir rasch und unbürokratisch.

Jetzt waren wir in Venezia und hatten ein Wiedersehen mit Tolini gefeiert.

Der Commissario war in den letzten Jahren noch ein wenig dicker geworden. Sein Leib hielt den Vergleich mit einer Kugel stand, aber er war noch immer so quirlig und springlebendig. Der schwarze Schnauzer zitterte vor Freude, wenn der Beamte mit uns sprach. Zudem befanden sich seine Hände in permanenter Bewegung, denn jedes Wort wollte er extra unterstreichen. Die Haare waren vielleicht weniger geworden. Aus der Halbglatze wurde mittlerweile eine richtige Glatze, aber so etwas ist eben der Lauf der Zeit.

Wir hatten uns die Tauben angesehen. Vor allen Dingen interessierten uns die Bißstellen.

»Ganz klar von Vampiren«, lautete Sukos Kommentar.

»Vampir!« Der Commissario hatte gestöhnt und sich an den Kopf gegriffen, »das darf nicht wahr sein.« Er trat mit dem Fuß auf. »Es ist unmöglich. Das können keine Vampire gewesen sein.«

»Und weshalb nicht?«

Er schaute mich an. »Weil sonst die Tauben auch zu Vampiren geworden wären.«

Da hatte er im Prinzip recht, aber Tiere waren eben keine Menschen. Vielleicht reagierten sie anders, obwohl es schwer war, den Commissario davon zu überzeugen.

»Dann müssen wir sie beobachten«, schlug Suko vor.

Das hatten wir auch getan. Zu dritt waren wir des nachts unterwegs, immer auf der Lauer nach den roten Vampiren. Zwei Nächte hatten wir uns bereits um die Ohren geschlagen, getan hatte sich rein gar nichts. Länger als drei Tage wollten wir eigentlich nicht bleiben, denn wer konnte wissen, was sich in London tat?

Dort hatte sich mit der endgültigen Vernichtung des Solo Morasso einiges verändert.

Dr. Tod existierte nicht mehr.

Obwohl eine gefährliche Magie noch einmal eingriff, hatte sie die Vernichtung nicht verhindern können. Dieser Gegner, der uns so großen Ärger bereitet hatte, war nun endgültig verschwunden.

Aber noch lebten die Mitglieder seiner Mordliga. Unter anderem Lady X und Vampiro-del-mar. Wie sie reagieren würden, war die große Frage, und wir sprangen wirklich auf alles an, was mit diesen beiden in einem unmittelbaren Zusammenhang stand. Allerdings gehörte noch ein dritter zu dem Club.

Xorron, Herr der Zombie und Untoten. Er würde es mir sicherlich nicht verzeihen, daß ich es gewesen war, der Solo Morasso eine Kugel durch den Kopf geschossen hatte.

Wahrscheinlich herrschte momentan in der Mordliga ein großes Durcheinander oder die Ruhe vor dem Sturm.
Beides war möglich.
Die roten Vampire, zu denen meine Gedanken wieder zurückkehrten, waren für uns keine Unbekannten. Wir hatten sie in Deutschland erlebt und auch auf der Insel des Solo Morasso, die in die Luft geflogen war, als die Mordliga ihre Zelte dort abbrach. Sie waren an sich leicht zu erledigen, Silberkugeln töteten sie, aber man durfte sie nicht zu nahe herankommen lassen, dann wurden die Diener des Supervampirs Vampiro-del-mar gefährlich.
Zwei Nächte hatten wir uns erfolglos um die Ohren geschlagen.
Und jetzt war die dritte Nacht auch fast um.
Wie schön in den beiden vorhergegangenen Nächten erlebten wir ein stilles, fast unheimliches Venedig, durch das wir fuhren.
Allerdings nicht mit dem Wagen, sondern mit einem Boot der Wasserschutzpolizei, das Commissario Tolini steuerte.
Venedig um drei Uhr morgens!
Das war ein seltsam beklemmendes Gefühl, diese Stadt so zu erleben. Die Kanäle schienen in der Dunkelheit noch enger zu werden, die Mauern rückten näher zusammen, das Wasser war geschwärzt, als hätte jemand Teer hineingekippt, der Himmel eine dunkle Fläche, und die alten, oft prachtvollen Häuser glichen regelrechten Gespensterburgen.
Wir hielten uns nicht da auf, wo die Stadt extra für Touristen herausgeputzt wird, nein, da hatten wir nichts zu suchen. In der Gegend waren die roten Vampire auch nicht beobachtet worden, wir fuhren dort, wo die Stadt allmählich verkam, wo sich kein Lobby gebildet hatte, um die alten Häuser zu erhalten. Wer in diesen feuchten Bauten wohnte, gehörte zu den Ärmsten der Armen, zu den Menschen, die am Rande einer Existenzgrundlage dahinlebten.
Obwohl wir in zwei Nächten die Gegend schon durchfahren hatten, kannten wir das Gebiet noch immer nicht. Jeder Kanal sah gleich aus und war doch irgendwie anders. Sie mündeten alle ineinander, bildeten ein regelrechtes Flechtwerk aus Wasserstraßen. Deren Oberflächen glänzte wie ein schwarzer Spiegel, als sollten die Geheimnisse, die unter ihr lagen, verborgen bleiben.
Unser Boot war nicht groß, aber wir hatten erlebt, daß es sehr schnell sein konnte, wenn es darauf ankam, und das würde vielleicht nötig sein, denn noch hatten wir die Hoffnung nicht aufgegeben.
Tagsüber hatten wir nicht viel von Venedig gesehen, da wir meist schliefen, um für die Nacht fit zu sein. Fiter jedenfalls als der Kommissar, denn er hätte tiefe Ringe unter den Augen, ein Zeichen, daß ihn der Dienst streßte, denn der Commissario mußte auch während des Tages über fast die gesamte Zeit im Büro sein.

Wir tuckerten jetzt durch einen etwas breiteren Kanal. Tuckern ist der richtige Ausdruck, denn unser Boot fuhr nicht einmal mit einem Drittel der Kraft. Hinter uns quirlte die Schraube das Wasser zu einem helleren Schaum auf, der sich teilte und als breiter Streifen in die schwarze Fläche hineinstieß.

Als wir unter einer Brücke herglitten, drehte sich Tolini um.

»Wollen Sie wirklich morgen wieder fahren?« fragte er und zog dabei ein bedauernswertes Gesicht.

»Heute schon, mein Lieber«, sagte ich. »Wir können uns hier nicht die Nächte um die Ohren schlagen.«

»Und wenn dann etwas passiert?«

»Geben Sie uns Bescheid.«

»Es kann zu spät sein.«

Ich hob die Schultern. »Das Risiko, mein Lieber, müssen wir eben eingehen.«

»Ihr Engländer habt keine Geduld.«

Suko lachte daraufhin. »Sie vergessen, daß ich Chinese bin.«

»Nehmen Sie sich ein Beispiel an Ihren Vorfahren. Die konnten warten und warten…«

»Die hatten auch mehr Zeit«, sagte der Inspektor.

»Dabei wollte ich noch mit Ihnen in ein tolles Lokal gehen«, versuchte Tolini es jetzt anders herum. »Wirklich Spitzenklasse, kann ich Ihnen sagen…«

»Vielleicht im Urlaub.«

Der Kommissar ließ vor Schreck das Steuer los. »Bekommen Sie auch Urlaub?«

Da mußte ich passen.

Auch der Kommissar schwieg. Er kannte den Job, den Streß, den harten Dienst, aber es hatte auch aus seinen Worten ein wenig Egoismus herausgeklungen, denn wenn die Vampire erschienen und wir waren nicht mehr da, stand er auf verlorenem Posten.

Außerdem würde ihm sein Chef eine Rüge erteilen.

Vor uns erschien eine Kreuzung zweier Wasserstraßen. Für einen Moment schaltete Commissario Tolini den Scheinwerfer ein. Sein helles Licht zuckte nicht nur über das Wasser, wo es Reflexe warf, sondern traf auch Hauswände und ließ uns dort all das Morbide sehen, was manche Menschen an Venedig so fasziniert.

Mich stieß es eher ab.

»Wir können wählen«, sagte Tolini. »Rechts oder links.«

»Fahren Sie dahin, wo wir gestern auch hingefahren sind«, erwiderte ich müde. Ich glaubte nicht mehr so recht daran, daß sich noch etwas tun würde, die roten Vampire konnten wir in die über Venedig hängenden schwarzen Wolken schreiben.

»Bitte sehr«, sagte der Kommissar und zog das kleine Boot in eine

scharfe Rechtskurve.

Die Stunden zwischen Mitternacht und dem Hellwerden gehören zu den schlimmsten. Da verlor man die Kondition, der Körper verlangte nach Schlaf, und es war kein Wunder, daß ich gähnen mußte.

Suko stieß mich in die Rippen, aber Tolini hatte es bereits bemerkt. »Keine Kondition, die jungen Leute. Was sollen wir denn da erst sagen?«

»So alt sind Sie auch nicht«, erwiderte ich und gähnte ein weiteres Mal.

Den Mund hatte ich noch offen, als es passierte. Etwas rumpelte gegen die rechte Bordwand. Schlagartig fiel die Müdigkeit von mir ab, denn dieses Geräusch war nicht normal. Auch Suko hatte es gehört, beugte sich über Bord und schaute wie auch ich nach.

Der Kommissar hatte gut reagiert, sofort Gas weggenommen und zog das Boot in eine enge Kurve, damit er an den Gegenstand herankam, der schon ein wenig abgetrieben worden war; Weiß und hell schimmerte es auf der Wasseroberfläche. Suko und ich hatten uns gedreht, aber genau konnten wir noch nichts erkennen. Der sah mir aus wie ein Kasten.

»Vielleicht Unrat«, vermutete Suko.

Ich erwiderte darauf nichts, denn ich schaute mir den Gegenstand genauer an und erkannte plötzlich, um was es sich bei ihm handelte.

Auch Tolini und Suko hatten ihn jetzt identifiziert. Ich hörte den Kommissar keuchen. »Verdammt«, flüsterte er und schlug hastig ein Kreuzzeichen, »das ist ja…«

Er sprach nicht mehr weiter, aber ich sagte die bewußten Worte.

»Ein Sarg, Kommissar, ein weißer Sarg…«

***

Sie standen auf der Brücke!

Zwei Menschen suchten verzweifelt nach einem Ausweg aus dieser Misere, und beide wußten, daß es kaum einen für sie gab, denn die Falle war zugeschnappt.

Ihre Gegner hatten es raffiniert angestellt, die beiden erst in Sicherheit gewiegt und dann zugeschlagen. Um so größer und härter war die Überraschung jetzt.

Franca klammerte sich an ihrem Freund fest. Sie hatte den Kopf in den Nacken gelegt, um in sein Gesicht schauen zu können, das ihr wie ein bleicher Fleck vorkam. Ihr Schrei war längst verhallt.

Stille umgab die beiden jungen Menschen, und Franca hörte ihr eigenes Herz überlaut schlagen. Die Schläge dröhnten in ihrem Kopf wider. Es war ein rhythmisches Hämmern, Ausdruck einer inneren fiebernden Angst.

»Was sollen wir denn jetzt machen?« flüsterte sie und schüttelte den

Kopf.

»Ich weiß es nicht«, lautete die ehrliche Antwort. »Ich weiß es wirklich nicht.« Marco schaute nach vorn. Dort war ihm der Weg versperrt. Wenn er nach hinten sah, stellte er das gleiche fest. Es gab keinen Zweifel, daß ihre Gegner genau gewußt hatten, was sie taten. Eine Möglichkeit allerdings hatten sie den beiden noch offen gelassen.

Den Sprung ins Wasser!

»Wenn wir wegkommen wollen, müssen wir ins Wasser springen!« sagte Marco rauh.

Franca zuckte zusammen. »Was sollen wir?« Sie begann sich zu schütteln, als würde sie sich ekeln. »Unmöglich, ich kann doch nicht…«

»Unsere einzige Chance!«

»Aber die Monstren werden uns…«

»Ich habe noch keine Vampire gesehen, die schwimmen können. Und die beiden vor und hinter uns sind Vampire. Gewaltige Fledermäuse…«

»Dann komm!« Die letzten Worte hatten Franca überzeugt. Sie wollte es endlich hinter sich bringen, auch wenn sie sich vor dieser widerlich schmutzigen Wasserbrühe immer geekelt hatte. Aber es war in der Tat die einzige Chance.

Marco warf noch einen Blick auf die zusammengekauerten Fledermäuse. Vielleicht gab es doch noch einen anderen Weg, als in die schmutzige, verseuchte Brühe zu springen, aber da bewegte eine der Fledermäuse sich. Es war ein träges Heben der Flügel, kein Fliegen, und Marco empfand es als eine Art Warnung. Das Monstrum hatte seine Flügel nicht ganz ausgefahren, das ging nicht, da die Gasse viel zu klein war, aber dieses Anzeichen reichte aus, um Marco einen Schauer über den Rücken zu jagen.

Er dachte wieder an das Grab, an diese verfluchte, unheimliche Stätte, die sie entdeckt hatten, und er verwünschte die Minute dieser Tat. Rot leuchteten auch die Augen der Fledermaus. Im Schwarz des Kopfes wirkten die Augen wie zwei Tropfen aus gefrorenem Blut. Darunter ein Maul, das, wenn es aufgerissen war, fast die Hälfte des Kopfes einnahm. Ein Bild des Schreckens, ein Bild zum Fürchten, und Marco dachte plötzlich an die toten Tauben, die er gesehen hatte.

Blutleer lagen sie auf dem Boden, ausgesaugt, leergetrunken…

Wenn die Tauben sterben, dann stirbt auch Venedig, hatte ihm einmal jemand gesagt.

Fast glaubte er daran.

»Marco, was ist denn?« Die drängende Stimme seiner Freundin unterbrach Marcos Gedanken.

Der junge Mann schrak zusammen. »Ja, ja!« hauchte er, »Ich… ich… komme schon …«

Er straffte sich. Franca ließ ihn los. Sie brauchte nur einen Schritt, um die Steinbrüstung der Brücke zu erreichen. Auch hier war das Gestein im Laufe der Zeit morsch geworden. An einigen Stellen fehlten die kleinen Quader, aber davon ließ sich Marco nicht beirren. Er mußte es wagen.

Immer die Fledermäuse im Auge behaltend, schob er Franca auf die Mauer. Er drückte seine Hand unter ihren angewinkelten Arm und half ihr so auf den Rand.

Dort blieb Franca gebückt stehen. Sie schwankte ein wenig, zudem zitterte sie, und Marco nickte.

»Spring!«

Da faßte sich das Mädchen ein Herz. Franca stieß sich ab, als ihr Freund erst auf die Brüstung kletterte.

Seine Aktion war auch ein Zeichen für die beiden Riesenfledermäuse. Bisher hatten sie sich bis auf das kurze Bewegen ihrer Flügel still verhalten, nun aber sahen sie sich um ihre Beute betrogen. Sie flatterten auf.

Das genau in dem Moment, als Franca die Wasserfläche berührte.

Es klatschte, ihr Körper verschwand, und auch Marco ließ sich fallen.

Er sah nicht mehr, wie sich die beiden Monstren in die Lüfte erhoben und ihre ausgespannten Flügel breiter waren als die Brücke. Sie hatten keineswegs die Absicht, ihre Opfer entkommen zu lassen. Die Blutgier trieb sie voran.

Der Kanal war nicht sehr tief. Marco erreichte mit seinen Füßen den Grund. Er hatte das Gefühl, gierige Hände würden sich um seine Knöchel legen, so tief und fest war der Schlamm, der den Grund des Kanals bedeckte.

Hier hatte niemand aufgeräumt. Der Abfall und der Dreck bildeten eine regelrechte Falle. Sie waren wie Gummi, und der junge Mann mußte trampeln, um überhaupt loszukommen.

Er wühlte den Schlamm auf, Wolken umgaben ihn. Schwimmbewegungen brachten ihn wieder an die Oberfläche, wobei er im ersten Moment nichts sehen konnte. Mit zwei knappen Bewegungen schüttelte er sich die Haare aus der Stirn, dann sah er wieder klarer.

Das Mädchen schwamm neben ihm. Francas Bewegungen waren hektisch. Sie hatte Wasser geschluckt, spuckte und keuchte. Weit aufgerissen präsentierten sich die Augen. Ihr Kopf kam dem jungen Mann vor wie ein blasser Ballon, der auf der Wasserfläche tanzte.

»Die Vampire… wo sind sie?«

Abgehackt drangen die Worte aus ihrem Mund, und Marco drehte sich hastig um.

Er sah sie. Wie zwei Denkmäler hockten sie auf der Brüstung.

Aus ihren blutroten Augen fixierten sie die beiden Menschen, die

unter ihnen im Wasser paddelten, und es war klar, daß sie jeden Augenblick angreifen würden.

»Schwimm um dein Leben!« schrie Marco. »Los, wir müssen weg!« Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als er sich nach vorn warf und die schmutzigen Fluten mit wilden Kraulstößen aufwühlte. Er wußte, daß er schneller schwimmen konnte als Franca, aber er wollte sie nicht im Stich lassen, aus diesem Grunde drosselte er sein Tempo.

Die Angst verlieh dem Mädchen gewaltige Kräfte. Auch ihre Arme teilten die schmutzige Brühe. Vor ihren Augen spritzte das Wasser in schaumigen Streifen hoch. Franca bekam es in den offenen Mund, sie keuchte, spie und schrie, aber sie gab nicht auf und kämpfte unverdrossen weiter.

Neben ihr schwamm Marco. Er wollte sehen, wie sich die Verfolger benahmen und hatte sich dabei auf den Rücken gelegt. Seine Arme arbeiteten wie die Flügel einer Windmühle. Im Rückenschwimmen war er zwar kein Meister, aber er konnte das Tempo, das von Franca vorgelegt wurde, immerhin mithalten.

Sie durfte nicht daran denken, was sie alles zusammen mit dem schmutzigen Wasser in den Mund bekamen und schluckten, dann hätten sie sich bestimmt übergeben, für sie zählte nur die Gefahr.

Und die war übergroß!

Die beiden Fledermäuse hatten eiskalt abgewartet. Sie wollten mit ihren Opfern spielen, ließen ihnen sogar einen kleinen Vorsprung. Als er für sie ausreichend genug war, da spreizte die erste Fledermaus die Flügel.

Es hatte den Anschein, als würde jemand ein Zelt auseinanderfalten. So groß, so gewaltig wirkten die Monstren, diese finsteren, unheimlichen Schattenwesen, die niemand mehr stoppen konnte und die sich ihrer Beute sicher waren.

Lautlos segelten sie von der Brüstung der Brücke. Zwei Schläge reichten aus, um sie in die Luft zu tragen und um sie schnell zu machen.

Zum Glück hatte sich der junge Mann auf den Rücken gelegt. So konnte er die Monstren sehen, und er bemerkte, wie nahe sie schon waren, denn ihre ebenfalls dunklen Körper verschmolzen fast mit der Finsternis.

»Fran…« Die letzten Buchstaben des Namens verschluckte er, weil ein Wasserschwall in seinen Mund drang, aber das Mädchen hatte die Warnung auch so verstanden.

Franca tauchte weg.

Zusammen mit ihrem Freund, der sich ebenfalls unter die Wasserfläche gedrückt hatte, und das war buchstäblich im letzten Augenblick geschehen, denn die beiden Fledermäuse hatten ihre Krallen nach ihnen bereits ausgestreckt.

So griffen sie ins Leere.
Die Flüchtlinge befanden sich unter Wasser. Sie schwammen jetzt dicht nebeneinander, gingen tiefer. Hände wühlten den Schlamm auf, die Körper berührten sich, stießen sich ab, und sie schwammen um ihr Leben. Aber sie waren keine Fische und mußten irgendwann einmal an die Oberfläche, um Luft zu holen.
Bei Franca machte sich der Mangel an Sauerstoff zuerst bemerkbar. Ihr Freund merkte, wie sich der Schatten von seiner rechten Seite entfernte, wie er hochstieg, und er dachte daran, daß er noch hätte unter Wasser weiterschwimmen können, aber er konnte das Mädchen nicht im Stich lassen, deshalb tauchte er zusammen mit ihr auf.
Das wilde Flattern hörte er im gleichen Augenblick. Er tat das einzig richtige. Es war egal, ob Franca Luft geholt hatte oder nicht.
Seine Hand schnellte vor, die Finger bekamen die nassen Haare der Italienerin zu fassen, dann drückte er ihren Kopf mit aller Gewalt wieder nach unten, während auch er gleichzeitig tauchte.
Den Schlag bekam er trotzdem mit. Es war ein Hieb mit dem Flügel. Schnell geführt und härter, als er überhaupt angenommen hatte. Er spürte Schmerzen auf seinem Rücken, aber er wußte, daß er jetzt nicht aufgeben durfte.
Weitermachen!
Er tauchte in die Tiefe. Stieß abermals hinein in die widerliche Brühe des Kanals, erreichte den Grund und bewegte sich dort weiter. Aber Franca mußte hoch. Er sah sie als Schatten, ihre Beine bewegten sich wie die eines Froschs, sie wollte an die Oberfläche.
Marco betete, daß es klappte, dann konnten beide Luft holen, und das Rauschen der Flügel war nicht zu hören.
Hatten sie eine Galgenfrist bekommen?
Franca konnte nicht reden. Sie war zu erschöpft. Nur mit Mühe hielt sie ihren Kopf über Wasser, während ihre Arme hektische Schwimmbewegungen ausführten.
Sie wollte sprechen, aber es gelang ihr nicht. Dafür spuckte sie Wasser, röchelte, und Marco stellte mit Schrecken fest, daß ihre Kräfte allmählich erlahmten.
»Halte noch durch!« keuchte er. »Verdammt, halte durch.« Er selbst schaute sich um soweit dies möglich war, und er entdeckte die Riesentiere nicht.
Hatten sie aufgegeben?
Es spielte für ihn im Augenblick keine Rolle. Wichtiger war Franca. Sie konnte nicht mehr weiter schwimmen, deshalb mußten sie zusehen, an Land zu kommen.
Aber wo?
Sie sahen nur die Rückfronten der Häuser. Glatte Fassaden, ohne Stuckwerk oder irgendwelche Vorsprünge, auf denen sie vielleicht

hätten Halt finden können.

Nein, da kam kein Mensch hoch.

Aber ein Stück weiter vorn, da schaukelte eine alte Gondel auf den Wellen. Sie kam Marco wie ein Geschenk des Himmels vor, und er machte seine Freundin darauf aufmerksam. »Bis dahin mußt du es schaffen, Franca. Du mußt!«

»Schwimm!« schrie sie. »Schwimm!«

Sie versuchte es. Marco stellte fest, daß Francas Bewegungen kraftloser geworden waren. Ihre Arme schienen mit Blei gefüllt zu sein, so schwer taten sie sich, wenn sie das schmutzige Wasser durchschaufelten.

Marco wußte nicht, ob die Gondel die Rettung bedeutete. Auf jeden Fall waren sie auf dem Trockenen, und eine Gondel fahren, das konnte er ausgezeichnet, denn in den letzten Monaten hatte er oft als Aushilfsgondoliere gearbeitet und Touristen über den Canale Grande geschippert.

Noch immer war von den beiden Fledermäusen nichts zu sehen.

Trotz der gefährlichen Lage dachte Marco über den Grund nach, und er konnte sich nur einen denken.

Die mit Wasser gefüllte Gasse, in der sie sich aufhielten, war für die Monstren zu schmal. Hier konnten sie ihre Flügel nicht richtig ausbreiten und waren demnach nicht beweglich genug.

Marco erreichte die Gondel als erster. Auf und nieder schaukelte sie auf den Wellen, ein uraltes Schiff, das keiner mehr haben wollte und das zum Verrotten vertäut an der Hauswand lag. Das Seil war durch einen Ring gezogen. Man brauchte es nur zu entknoten.

Mit einer Hand hielt sich Marco an der Bordwand fest. So wartete er auf Franca.

Mit letzter Kraft schwamm sie herbei. Marco streckte ihr seine freie Hand entgegen. Das Mädchen ergriff seine Finger und ließ sich an das Boot heranziehen.

»Kannst du noch?«

Franca weinte als Antwort.

»Halte dich nur fest!« keuchte ihr Freund und schwang sich selbst in die Gondel, die unter der plötzlichen Gewichtsbelastung noch stärker schwankte. Der junge Mann kniete nieder und half seiner Freundin in das Boot.

Völlig erschöpft blieb Franca auf den schmutzigen Planken liegen. Mit dieser Gondel würde kaum ein Tourist fahren. Die Sitzbank im Heck war zerstört. Nur noch hölzerne Fragmente stachen in die Höhe. Aber es war eine Ruderstange vorhanden, zwar morsch und angefault, auch kürzer als die normalen, doch Marco traute sich zu, das Boot mit ihr bewegen zu können.

Er entknotete das Tau, drückte eine Hand gegen die Hauswand und

stieß sich zusammen mit Franca und dem Boot ab.

Marco wußte nicht, wann der Kanal aufhörte. In dieser Gegend kannte er sich kaum aus, er hoffte jedoch, daß sie bald bekanntere Gewässer erreichten und eine Polizeistation fanden.

Das Mädchen hatte sich hingesetzt. Noch immer zeigte sich Franca erschöpft. Auch das aufmunternde Lächeln ihres Freundes konnte ihr die Kraft nicht zurückgeben, die nötig gewesen wäre, um sich gegen die Fledermäuse zu wehren. Schweratmend hockte sie auf dem Boden und wrang ihr Haar aus.

Marco stach die Stange in das Wasser. Er bewegte die alte Gondel geschickt voran. Jetzt spielte er seine gesamte Routine aus, und die war etwas wert.

Zwischendurch schaute er sich nach den Blutsaugern um. Er entdeckte sie nicht. Sie hatten sich bestimmt irgendwo versteckt, denn an eine Aufgabe ihrerseits glaubte Marco nicht.

Auch Franca beschäftigte sich gedanklich mit den Monstren. »Wo… wo sind sie?«

»Ich weiß es nicht.«

»Dann haben wir es geschafft?«

Da lachte Marco nur freudlos.

Die Gondel schaukelte. Marco bemerkte auch, daß, da sie jetzt tiefer lag, an einer bestimmten Stelle an der Backbordseite Wasser eindrang. Er hoffte aber, daß sie den Wassereinbruch überstehen würden.

Unendlich lang kam ihnen der Kanal vor. Er führte in Richtung Golf, denn der Wind kam von vorn. Da sie beide in nassen Kleidungsstücken im Boot saßen, froren sie, denn der Wind, sonst als angenehm empfunden, drang durch die feuchte Kleidung und erzeugte auf ihrer Haut einen Schauer, Glatt waren die Fassaden der Häuser. Es gab nur wenige, die an den Rückseiten baufällige Treppen besaßen oder winzige Anlegeplätze für Boote.

Licht war überhaupt nicht zu sehen. Hinter den Luken oder oftmals zerstörten Fenstern nistete die Dunkelheit.

Einmal nur hörten sie ein krächzendes Gelächter, das aus einem offenstehenden Fenster über ihnen drang. Es ließ beide Flüchtlinge zusammenzucken.

»Mein Gott, ob wir das wirklich schaffen?« flüsterte das Mädchen und schüttelte sich.

»Wir müssen, Franca, wir müssen!« Nach diesen Worten verdoppelte der junge Mann seine Anstrengungen. Noch nie war er so schnell gefahren, denn die Touristen hatten Zeit.

Auch dieser Kanal hatte sein Ende. Vor einer Mauer war plötzlich Schluß. Sie hielt den Wasserstrom auf. Aber dicht vor der Mauer zweigte nach rechts hin ein noch schmalerer Kanal ab. Marco sah ihn im letzten Augenblick. Er lenkte die Gondel hinein, und das war sein

Glück, denn auf der Mauerkrone zeichneten sich zwei gefährliche Schatten ab.

Die Blutsauger!

»Großer Gott, da sind sie!« Francas Stimme überschlug sich. Sie schüttelte in wilder Panik den Kopf, all ihre Hoffnungen zerbrachen, denn die Fledermäuse würden sie auf keinen Fall entkommen lassen. Sie sollten leergesaugt werden und in dieser unheimlichen, zu den Bestien passenden Gegend sterben.

Zwar war der Kanal schmal, aber die Fledermäuse würden es trotzdem schaffen, sich in die Lüfte zu erheben, was sie auch taten, denn nahezu provozierend langsam breiteten sie ihre roten, wie altes Leder schimmernden Flügel aus.

Lautlos hoben sie ab. Die Mauerkrone blieb unter ihnen zurück, und das Mädchen drehte sich um. Es stolperte auf Marco zu, hieb seine Hände in seine Schultern und wiederholte die Worte von vorhin.

»Verdammt, ich weiß selbst, daß sie da sind!« schrie der junge Mann zurück. Bisher hatte er noch einigermaßen die Ruhe und auch die Übersicht behalten, nun aber wurde er nervös.

Verzweifelt versuchte er, die Gondel herumzubekommen. Es war nicht einfach, das ziemlich sperrige Boot in den superschmalen Kanal zu manövrieren. Er benötigte sein gesamtes Geschick, um damit fertig zu werden, aber die Gondel wollte ihm nicht mehr so recht gehorchen. Hinzu kam die zu kurze Ruderstange. Dadurch waren sie nicht mehr so beweglich wie sonst.

Die Backbordseite schabte an der linken Häuserzeile entlang. Es gab ein häßliches Geräusch, und das morsche Holz hielt dem Druck nicht stand. Es bog sich erst und brach danach, wobei die Gondel regelrecht hüpfte.

Franca fiel hin. Sie konnte den plötzlichen Schwung nicht mehr ausgleichen, und auf dem Rücken liegend sah sie plötzlich die beiden gewaltigen Schatten, die sich lautlos näherten.

Im gleichen Augenblick hatte Marco die Gondel herumgedreht.

Er tauchte mit dem Schiff in den Kanal ein, die Stange wühlte an der Steuerbordseite das schmutzige Wasser auf, und er setzte noch einmal alle Kräfte ein, um von der Stelle zu kommen.

Es war ein verzweifelter Kampf, aber er konnte ihn nicht gewinnen, denn die anderen waren stärker.

Marco sah sie nicht, da sie sich in seinem Rücken näherten. Er spürte nur ihre Anwesenheit, und er wußte, daß er etwas unternehmen mußte. Geschickt drehte er sich zur Seite weg, riß die Ruderstange aus dem Wasser und schlug zu.

Das Holz klatschte gegen die erste Fledermaus. Die Stange hieb genau in das häßliche Gesicht des Monstrums, und für wenige Atemzüge verschwanden die roten, kreisrunden Augen. Im nächsten

Moment hatte sich das Wesen wieder erholt, und die Augen waren von neuem da.

Marco kämpfte. Er hatte sich in eine Verbissenheit hineingesteigert, denn es ging nicht nur um sein Leben, sondern auch um das seiner Freundin.

Mit der Ruderstange schlug er auf die beiden Tiere ein. Wenn sich sein Blick irgendwann einmal klärte, dann sah er Franca auf den Planken liegen. Sie hatte sich zusammengerollt, deckte ihren Kopf mit beiden Händen ab und wimmerte.

Die Gondel schwankte. Durch die andauernden Gewichtsverlagerungen wurde sie einmal nach rechts gedriftet und im nächsten Augenblick nach links. Fast unmöglich für einen Menschen, dabei das Gleichgewicht zu behalten. Daß es Marco trotzdem schaffte, kam ihm wie ein kleines Wunder vor. Hin und wieder benutzte er die Ruderstange als Speer. Dann stieß er sie vor, traf die Fledermäuse auch und hatte ein paarmal Glück, daß sie nach hinten geworfen wurden.

Und noch etwas gereichte ihm zum Vorteil. Es war die Enge des Kanals, denn auf dieser Breite konnten die Fledermäuse ihre Schwingen nicht voll ausfahren. Deshalb waren sie auch nicht so beweglich, so daß es Marco gelang, sich die Bestien einigermaßen vom Hals zu halten.

Dann bekam das Schiff einen Schlag!

Mit dem Bug war die Gondel gegen die rechte Begrenzung des Kanals gerammt, und dieser Anprall schüttelte das Gefährt durch.

Er übertrug sich auch auf den verzweifelten Kämpfer, so daß Marco nach hinten geschleudert wurde, zudem über den Körper seiner Freundin stolperte und lang auf den Rücken fiel.

Die erste Fledermaus reagierte sofort. Wie ein halb auseinandergefaltetes, mit Blut getränktes Zelt kam sie Marco vor, als sie sich auf ihn stürzte.

Der junge Mann hatte seine Ruderstange nicht aus der Hand gelassen. In einem Reflex riß er sie hoch, und mit der Spitze, wo das Ruderblatt nur noch zur Hälfte vorhanden war, konnte er sie in den Leib der beutegierigen Bestie rammen.

Die Stange war kein Messer, deshalb widerstand die Haut auch.

Aber die Fledermaus wurde gestoppt.

Dafür die zweite nicht. Sie fiel über den Italiener her wie ein Verdurstender über das Wasser. Da half Marco auch die Ruderstange nichts mehr, die Fledermaus war einfach zu nahe bei ihm. Er konnte seine Arme nicht mehr so bewegen, wie er wollte, und er hatte plötzlich das Gefühl, in einem Sack zu stecken.

Die Bestie faltete ihre Flügel über Marco zusammen. Bevor sie diese schloß, glaubte der junge Mann, noch einen verzweifelten Schrei zu

hören. Wahrscheinlich den seiner Freundin, die ihn in ihrer Panik ausgestoßen hatte. Dann mußte er sich um sich selbst kümmern.

Sie roch nach Tod und Moder. Er spürte plötzlich Krallen, die so scharf waren, daß sie sogar seine Kleidung zerfetzten. Gnadenlos hackten sie hinein, rissen den Stoff auseinander, und einen Herzschlag später spürte er sie auf der Haut.

Es waren teuflische Schmerzen, als die Krallen lange Furchen in die Haut rissen. Er sah es nicht, aber er spürte, wie das Blut aus diesen Wunden schoß.

Und Blut ist Lebenssaft für Vampire!

Sollte er so enden?

Der Gedanke war kaum in seinem Hirn aufgezuckt, als es bereits geschah. Die Bestie hatte sich zum alles entscheidenden Biß bereit gemacht, und sie führte ihn auch aus.

Auf einmal kam Marco der Kopf dieser Fledermaus riesengroß vor. Er erschien dicht vor ihm, zusammen mit den gefährlichen Augen und den beiden spitzen Zähnen.

Der Biß!

Ein blitzschnelles, aber irgendwie grausames Stechen in Höhe der Schlagader am Hals, das Pumpen des roten Lebenssafts, der aus den kleinen Wunden strömte und danach das gierige Schmatzen, als das kleine Maul des Vampirs das Blut aufsaugte.

Wahnsinn! dachte Marco noch.

Er zuckte heftig unter der Fledermaus, aber das merkte nicht einmal er selbst, sondern nur Franca, die erst völlig apathisch auf den Planken gelegen hatte, dann aber ihre Angst überwand, weil ihr plötzlich klar wurde, daß sie etwas unternehmen mußte. Noch hatte sich die zweite Fledermaus nicht um sie gekümmert. Sie hatte sich mit ihren Krallen in einer Ausbuchtung in der Hauswand festgeklammert und beobachtete die Szene aus der Höhe mit ihren bösen, tückischen Augen.

Die Hacken des Mannes schlugen auf die Planken. Franca hörte dieses harte Trommeln, ihr Gesicht verzerrte sich, sie atmete mit offenem Mund, und sie ahnte, daß es für ihren Freund keine Rettung mehr gab.

Urplötzlich war ihr dieses Wissen gekommen. Und ihr war auch klar, daß es ihr ebenso ergehen würde, wenn sie nichts unternahm.

Zögern durfte sie nicht mehr, die zweite Bestie hatte sie bereits ins Visier genommen.

Während ihr Freund unter den nadelspitzen Zähnen der Bestie sein Leben aushauchte, schwang Franca sich auf die Füße, blieb für einen Moment unsicher auf den schwankenden Planken stehen, schaute in die schwarze Brühe und stieß sich dann ab.

Sie warf sich kurzerhand nach vorn, rollte über die Bordwand und

klatschte ins Wasser.

Einmal waren sie schwimmend den Bestien entkommen. Franca hoffte, daß sie es diesmal auch allein schaffte.

Sie blieb unter Wasser. Schwamm so lange es ging, ohne Luft zu holen, dann aber schrammte sie mit der Schulter unter Wasser an einer Hauswand entlang, stieß sich noch den Kopf und tauchte auf.

Hastig holte sie Luft. Sehen konnte sie im ersten Augenblick nichts, weil die langen Haare ein Gittermuster vor ihren Augen bildeten, doch als sie den Kopf drehte, hörte sie die Schreie der zweiten Fledermaus.

Sie war schon unterwegs!

Wieder tauchen? Wieder versuchen wegzuschwimmen? Franca wußte genau, daß sie dies nicht mehr schaffen würde, aber gab es für sie überhaupt eine andere Chance?

Da hatte sie Glück im Unglück.

Nicht weit über sich sah sie einen dieser winzigen Balkone, wie sie in südlichen Ländern üblich sind. Das Gitter war gedreht, es hatte auch Rost angesetzt, aber wenn sie sich genügend Schwung gab und die Arme dazu ausstreckte, konnte es ihr vielleicht gelingen, die Stäbe zu fassen.

Franca sammelte alle Kräfte. Ein paarmal noch atmete sie tief ein, dann schnellte sie sich in die Höhe. Ihre zuerst noch geöffneten Hände schlossen sich, und es gelang ihnen tatsächlich, die Gitterstäbe zu umfassen.

Geschafft!

Noch einmal mußte Franca alles einsetzen, denn es war nicht so einfach, die Brüstung zu überwinden.

Die Todesangst verdoppelte ihre Kräfte. Franca gelang es, sich über die Balkonbrüstung zu rollen. Mit einer Hand hielt sie sich fest, damit sie den Fall auf der anderen Seite noch ein wenig dämpfte. Trotzdem schlug sie hart auf.

Im ersten Augenblick war Franca benommen. Als sie jedoch die häßlich klingenden Schreie der herbeieilenden Riesenfledermaus hörte, war das für sie eine Stimulans.

Das Mädchen raffte sich hoch.

Dicht vor sich sah Franca eine Tür. Sie bestand aus zwei Hälften, war dunkel gestrichen und besaß Lamellen, durch die auch Licht fallen konnte.

Wie alles in dieser Gegend, so wirkte auch die Tür ziemlich verfallen und morsch. Darauf baute Franca ihre Chance.

Um erst noch groß Anlauf zu nehmen, besaß sie nicht den Platz, deshalb hoffte sie, daß es auch so klappte.

Im Film hatte sie solche Szenen oft gesehen. Jetzt mußte sie es selbst versuchen.

Das Mädchen warf sich mit seinem gesamten Körpergewicht gegen

die Tür. Sie hatte ziemlich genau die Mitte anvisiert, die Arme dabei vorgestreckt, sie angewinkelt, und im nächsten Augenblick rammte sie mit ihrem Körper gegen das Holz.

Es klappte!

Zwar spürte Franca den Widerstand, den ihr das Holz entgegengesetzt hatte, und für einen kurzen Augenblick flammte auch die Angst in ihr hoch, dann jedoch war sie durch.

Und wie!

Als wäre sie von einer Rakete abgefeuert worden, so wurde sie in das Zimmer katapultiert. Sie hörte das Knirschen des Holzes, spürte, daß Splitter in ihre Haut gedrungen waren, aber das alles interessierte sie nicht.

Für sie war der Weg in die Freiheit wichtig. Und nur das zählte.

Auf den Beinen blieb sie nicht. Franca stürmte in das Zimmer hinein, torkelte, wollte sich noch fangen, aber sie rutschte aus, fiel auf kalten, harten Boden, überschlug sich dabei und riß noch einen Gegenstand mit um, der verdächtig klirrte, als er zu Boden knallte.

Hinter ihr krachte es. Der Riesenvampir versuchte mit aller Gewalt, durch die Tür zu kommen. Sie war jedoch zu schmal, auch wenn er sich drehte schaffte er es nicht.

Noch nicht!

Als Franca einen Blick zurückwarf, da sah sie sehr wohl, daß es ihm irgendwann gelingen würde, er brauchte sich nur oft genug einzusetzen, und sie bekam wieder Angst.

Nur weg!

Abermals rappelte sie sich auf. Wo es ihr überall wehtat, das spürte sie überhaupt nicht. Ihr gesamter Körper schien die Schmerzwellen auszustrahlen. Da sich innerhalb des Raums kein Licht befand und sich nur das zerstörte Fenster als helleres Rechteck abhob, mußte sich das Mädchen quasi vortasten, um zu seinem Ziel zu gelangen.

Es führte zum Glück eine Tür in irgendeinen anderen Raum oder einen Flur, und Franca betete, daß die Tür in diesem alten, verfallenen Haus nicht verschlossen war.

Mit Todesverachtung stürzte sie darauf zu, fand eine schwere Klinke, drückte nach unten und torkelte in einen Gang, in dem nicht nur allerlei Gerümpel lag, sondern sich auch Menschen aufhielten, die sich durch den Krach gestört fühlten.

Plötzlich hörte Franca das harte Lachen. Ein Licht blitzte, traf ihr Gesicht, und sie sah einen gewaltigen Schatten mit den Umrissen einer vergrößerten Hand, die nach ihr griff.

Feuchte Finger glitten durch ihr Gesicht, jemand faßte nach ihren Oberschenkeln, dann wieder das Lachen, in das hinein sich Francas Schreie mischten.

Sie wollte nicht. Sie schlug um sich, trat, biß, hörte Schreie und

merkte, wie ihre Handrücken in feiste, oft bärtige Gesichter klatschten.

Franca war in einer Pennerbude gelandet. Die Kerle sahen sie als ein willkommenes Geschenk an, doch nicht mit Franca. Sie kämpfte sich weiter vor und kam frei.

Es gelang ihr sogar, die Hand mit der Lampe zur Seite zu schlagen. Der dazugehörige Arm dröhnte gegen die Wand, und mit einem gezielten Kniestoß genau ins Zentrum schaffte sich Franca auch den Mann aus dem Weg.

Sie fiel gegen eine Mauer, tastete sich weiter, spürte, daß ihre Hand ins Leere griff, und drehte ihren Körper um die Ecke. Dann rannte sie los bis zu einer Steintreppe, die sie zum Glück im letzten Augenblick sah.

Trotzdem konnte sie nicht rechtzeitig genug stoppen. Sie warf sich nach rechts, fiel gegen das alte Holzgeländer, das lederte und den Schwung zurückgab.

Dann stolperte Franca die Treppe hinunter, während sie die aufgeschreckten Stimmen der Penner hinter sich hörte.

Die Männer ließen sie laufen.

Und Franca rannte. Planlos sah dies aus. Sie stolperte, raffte sich hoch, rannte weiter, fiel gegen eine Tür, und es vergingen Sekunden, bis sie festgestellt hatte, daß sie die Tür auch öffnen konnte.

Das Mädchen taumelte nach draußen.

Kühl kam ihr die Luft vor, die ihr Gesicht fächerte. Das Haus lag nur mit seiner Rückseite an einem Kanal. Zur Front hin verlief eine normale Straße, allerdings kaum breiter als der letzte Kanal, doch sie konnte trockenen Fußes weiterrennen.

Das Mädchen hetzte über das holprige Pflaster. Sie dachte an das Grauen, das hinter ihr lag, und Franca beschleunigte ihre Schritte, wobei sie nicht einmal wußte, wo sie jetzt noch die Kraft zu diesem Verzweiflungsakt hernahm.

Dann eine Brücke!

Schattenhaft tauchte sie vor ihr auf. Rechts und links des Geländers standen steinerne Figuren, tagsüber bei Licht und Sonnenschein vielleicht kulturhistorisch bedeutsam und auch herrlich anzusehen.

In der Nacht wurden die Figuren für Franca zu regelrechten Monstren.

Waren es Schatten, die sich bewegten, waren es wirkliche Monster? Franca wußte es nicht. Sie rannte einfach weiter, hatte das Gefühl, die Figuren würden das Doppelte ihrer Größe annehmen und…

Ihre ganze Angst entlud sich in einem gellenden, verzweifelten Schrei, der auch nicht endete, als sie ins Leere trat und über die Abgrenzung hinweg neben der Brücke in einen Kanal stürzte…

***

Ein weißer Sarg!

Da hatte sich keiner von uns getäuscht. Wir waren von einem schwimmenden weißen Sarg gerammt worden. Er schaukelte so harmlos auf den Wellen, doch aus lauter Spaß warf niemand einen Sarg in den Kanal, dahinter mußte ein Motiv stecken.

Ich hatte mich aus dem Boot gebeugt und über die Bordwand gegriffen, wobei ich den Sarg festhalten wollte, doch eine Welle schwemmte ihn wieder von mir weg.

»Fahren Sie näher, Kommissar!«

Tolini nickte. Er hatte inzwischen seinen ersten Schrecken überwunden, und wußte, was er tun mußte. Er ließ den Motor wieder an und lenkte das Boot in einen Kreis. Die Schraube am Heck erzeugte Wellen und Strudel, die schaumig über die Oberfläche quirlten, sich auch ausbreiteten und die helle Totenkiste erfaßten, so daß sie den Sarg immer wieder ein Stück von uns wegtrugen.

Gegen das Motorboot hatte der Sarg keine Chance. Wir kamen heran, und schon bald stieß er ein zweites Mal gegen die Bordwand. Suko hatte sich neben mich gekniet. Wie auch ich machte er seine Arme lang und versuchte, den Sarg zu fassen, um ihn näher an das Boot heranzuziehen, damit wir ihn über Bord hieven konnten.

»Halt fest!« riet ich meinem Freund, denn ich merkte, wie glatt und seifig das Holz durch die nasse Oberfläche geworden war.

Beide mußten wir uns sehr weit herabbeugen, bis es uns gelang, die Hände auch unter die Totenkiste zu schieben, um sie dann anheben zu können.

Wir schafften den Sarg an Bord.

Kaum stand er zwischen uns, als der Kommissar den Motor abstellte und das Boot treiben ließ. Neugierig kam er näher. Wir machten Platz, und Tolini schaute auf den Sarg, während er sich durch seinen Schnauzer fuhr, die Stirn in nachdenkliche Falten legte und schließlich fragte: »Jetzt bleiben Sie sicherlich.«

»Wahrscheinlich«, antwortete ich.

»Ob der. Sarg etwas mit den toten, blutleeren Tauben zu tun hat?« meinte Tolini.

»Vielleicht.«

»Dann öffnen Sie ihn doch.«

»Wenn das mal so einfach ginge«, sagte Suko, der dabei war, die weiße Totenkiste zu untersuchen. »Ich finde keine Verschlüsse, die sich öffnen ließen.« Suko drückte seinen Körper zurück. »Schau du mal nach, John.«

Auch ich untersuchte den seltsamen Sarg. Suko hatte recht.

Verschlüsse konnte ich nicht entdecken. Die beiden Teile schien jemand aufeinander gepreßt zu haben.

Wirklich seltsam.

»Das ist kein normaler Sarg«, meinte auch Commissario Tolini.

»Wirklich nicht, der ist nicht normal.«

»Es sieht aber so aus«, bemerkte Suko trocken.

Der Italiener schlug ein Kreuzzeichen. In der Dunkelheit leuchtete sein Gesicht bleich. Die Zunge huschte nervös über seine trocken gewordenen Lippen. »Vielleicht versündigen wir uns, wenn wir ihn öffnen. Laßt uns lieber zurückfahren und ihn ins Polizeipräsidium bringen. Wenn wir ihn dort…«

Ich winkte ab. »Da versündigen wir uns auch. Nein, nein, mein lieber Tolini, Sie haben mit Ihrem Anruf in London die Suppe zum Kochen gebracht. Jetzt bleiben Sie auch dabei, wenn wir sie gemeinsam auflöffeln.«

»Ich nehme mal das Taschenmesser«, sagte Suko, griff in die Tasche, holte das Messer hervor und klappte es auf. Dann legte er sich auf die Planken und suchte nach einem Spalt, in die er die Spitze des Messers schieben konnte.

Der war schwer zu finden, denn die beiden Teile klebten fast aufeinander. »Als wären sie mit Gummi abgedichtet«, murmelte Suko, hatte es dann aber geschafft und drückte die Spitze zwischen Oberund Unterteil der Totenkiste.

Danach hebelte er.

Wir ließen den Chinesen in Ruhe. Mich hatte eine ebensolche Spannung erfaßt wie den Kommissar. Wir waren wirklich gespannt, was wir in dem Sarg finden würden.

War er leer?

Das konnte natürlich auch sein, auf jeden Fall konnte kein sehr schwerer Gegenstand innerhalb der Totenkiste liegen, denn dann wäre sie nicht auf dem Wasser geschwommen.

»Ich hab's«, meldete Suko, der es mit seinem Taschenmesser an mehreren Stellen versucht hatte und endlich einen Erfolg bekam. Er schaute zu uns hoch. »Faßt mal mit an!«

Tolini wollte sich auch bücken, ich aber stellte mich vor ihn und sagte: »Warten Sie lieber!«

Suko und ich nahmen die Sache in Angriff. An den beiden Enden packten wir an. Ein saugendes Geräusch entstand, als der Deckel in die Höhe glitt und wir wenig später in den Sarg hineinschauen konnten.

Im ersten Augenblick wollte ich es nicht glauben. Wie betäubt war ich. Aber das Bild trog mich nicht.

Im Sarg lag etwas.

Es war eine Strige – eine Satans-Eule!

***

Darüber nachdenken *konnte* ich nicht. Ich war zu geschockt, aber

sofort entstand ein Bild vor meinem geistigen Auge. Ich sah die Conollys und mich auf einem Schiff. Wir hatten eine Kreuzfahrt unternommen, als der Liner von den Satans-Eulen angegriffen worden war. Es war an Bord zu haarsträubenden Szenen gekommen, Bill und ich hatten gemeinsam mit einem Teil der Besatzung wie die Berserker gekämpft, und es war uns gelungen, den Angriff abzuwehren.[1]

Entkommen aber war Strigus, der Anführer dieser Satanseulen.

Das menschengroße Geschöpf mit dem grauenhaften Aussehen.

Und nun sah ich eine Strige wieder.

Vor mir lag sie, in einem Sarg.

Sie sah aus wie die Tiere, die ich von der Kreuzfahrt her kannte.

Halb Eule, halb Skelett.

Der Körper zeigte sich mir normal, wenn das Gefieder mir auch ein wenig zu grau schimmerte. Nur der Kopf hatte sich verändert.

Statt eines normalen Totenschädels besaß die Strige einen bleichen knöchernen Kopf mit leeren Augenhöhlen. Wie ein gefährliches Messer stach der Schnabel hervor, von dem ich wußte, daß er so scharfe und blutende Wunden reißen konnte.

Wo kam die Strige her?

Ich schraubte mich wieder in die Höhe und ging unwillkürlich einen Schritt zurück. Dabei schaute ich meinen Freund und Kollegen Suko an, dessen fragendem Blick ich eine Antwort schuldig war.

»Ist das eine Strige?«

»Ja, das ist sie.« Ich hatte Suko, der bei der Kreuzfahrt nicht mit dabei gewesen war, natürlich von dem Abenteuer erzählt und die Strigen genau beschrieben.

»Aber wie kommt sie hierher?«

Ich hob die Schultern.

Commissario Tolini schaute zwischen uns hindurch. Sein Gesicht zeigte nicht nur einen ängstlichen, sondern auch einen erstaunten Ausdruck. Er konnte mit diesem dämonischen Monstrum nichts anfangen. »Was… was soll das? Das ist aber keine Taube.«

Ich lachte auf. »Bestimmt nicht. Es ist eine Eule. Die korrekte Bezeichnung lautet Strige.«

»Noch nie gehört.«

»Kann ich mir vorstellen«, erwiderte ich. »Bisher hatte ich gedacht, daß sie ihre Heimat in Norwegen hat, aber wie kommt sie nach Italien?«

»Es muß eine Verbindung geben«, meinte Suko. »Und wir werden sie finden.« Mein Freund gab sich sehr optimistisch.

»Die lebt ja!«

Tolinis Stimme elektrisierte uns. Der Kommissar hatte recht. Die Strige war nicht tot. Man hätte es annehmen können, weil sie still dagelegen hatte, aber jetzt zuckte sie mit einem Flügel, und in den

leeren Augenschächten schien sich etwas zu bewegen.
»Gehen Sie lieber zurück!« warnte ich den italienischen Kollegen und zog sicherheitshalber meine Beretta.
Noch sah ich keinen Grund zu schießen. Erst wenn die Eule uns angriff, wollte ich feuern.
Sie blieb innerhalb des Sargs liegen. Aber sie zuckte weiterhin mit ihren Flügeln, und mir kam es vor, als würde sie nach einem langen Schlaf endlich Leben eingehaucht bekommen.
Auch Suko hatte seine Waffe gezogen. Wie ich wartete auch er die weiteren Reaktionen der Eule ab.
Dann hatte sie sich gefangen. Das ging blitzschnell, so wie sie ihre Flügel ausbreitete und plötzlich in die Höhe schoß. Daran hatte sie auch der verhältnismäßig enge Sarg nicht hindern können. Die Strige kam frei.
Sie mußte uns gesehen oder zumindest gespürt haben, aber sie griff nicht an. Zudem folgten wir ihr mit den Mündungen der Waffen und hielten sie so unter Kontrolle.
Normal wäre es gewesen, wenn sich die Eule auf uns gestürzt hätte. Das tat sie nicht, im Gegenteil, sie bewegte sich sogar noch von uns fort und flatterte heftig mit ihren normalen Flügeln, wobei sie sich bemühte, die gleiche Höhe zu behalten..
»Die hat irgend etwas vor«, murmelte Suko.
Ich war seiner Meinung und gab ihm mit einem Nicken recht.
»Fragt sich nur, was.«
»Die fliegt ja weg!« Der Kommissar sagte dies, wobei seine Stimme leicht zitterte.
Aber er hatte recht. Die Strige drehte sich in der Luft, um eine andere Flugrichtung einzuschlagen. Allerdings hatte sie sich nicht uns als Ziel ausgesucht, sondern drehte einen Bogen und glitt lautlos über das Wasser des Kanals, wobei sie noch etwas an Höhe gewann und fast so hoch flog wie die Dächer der Häuser waren.
Wir folgten ihr mit unseren Blicken, denn jeder wollte sehen, was die Strige vorhatte.
Wir konnten es erkennen, denn von einem Hausdach lösten sich plötzlich zwei gewaltige Schatten. Sie hatten etwa dort gehockt, wo sich auch eine kleine Brücke befand, und die beiden Schatten, die sich irgendwie zeitlupenhaft bewegten, hatten sich die Eule als Ziel ausgesucht.
»Das darf doch nicht wahr sein!« Unwillkürlich drangen die Worte über meine Lippen, denn inzwischen hatte ich die Schatten identifiziert. Es waren ebenfalls alte Bekannte von uns.
Vampiro-del-mars Riesenfledermäuse!
Suko brauchte ich nichts zu sagen. Auch er hatte die Bestien gesehen, und der Chinese stieß einen leisen Pfiff aus. »Da wird doch der Hund

in der Pfanne verrückt«, hauchte er. »Sollte sich denn alles gegen uns verschworen haben? Die Strigen kann ich ja noch verkraften, aber Vampiro-del-mars Leibwächter – das geht nun doch ein wenig zu weit. Verdammt noch mal.«

Auch ich sah keinen Zusammenhang zwischen den beiden Monstren. Da schlug man sich zwei Nächte um die Ohren, wollte schon aufgeben, und plötzlich überstürzten sich die Ereignisse.

Ich war wirklich ein wenig überfordert.

»Was sind das denn für zwei?« Commissario Tolini begriff überhaupt nichts mehr. Auch nichts von unserem Gespräch, er schien mir völlig in der Rolle zu sein.

»Später, mein Lieber, später«, antwortete ich und warf einen schnellen Blick über die Schultern. »Es könnte allerdings gefährlich werden. Gehen Sie lieber in Deckung.«

»Ja – aber…«

»Machen Sie schon!« Ich hatte den armen Kommissar scharf angefahren, aber in Anbetracht der Lage war mir nichts anderes übriggeblieben, denn die Riesenvampire und die Eule waren kein Spaß, sondern eine brandgefährliche Sache.

Tolini verkroch sich unter das Steuer. Mit den Bestien mußten wir allein fertig werden, falls es überhaupt zu einem Kampf kam, denn noch wies nichts darauf hin.

Obwohl eigentlich wir eine Beute für die Fledermäuse waren, hatten sie für uns keinen Blick.

Sie interessierte die Eule!

Dabei flogen sie so, daß sie die Strige von zwei Seiten in die Zange nehmen konnten.

Die beiden Vampire hielten sich ziemlich hoch. Es war besser für sie, denn dicht über dem Wasser und zwischen den eng beieinanderstehenden Hauswänden konnten sie ihre Schnelligkeit nicht entfalten.

Allerdings nicht für die Strige.

Sie machte es sehr geschickt und flog etwa zwei Meter über dem Wasser des Kanals. Ihr Gehabe sah mir nach einer Flucht aus. Aber wovor wollte die Strige fliehen?

Eigentlich kamen nur die beiden Vampire in Frage, wenn ich uns selbst mal außer acht ließ. Wenn die Satans-Eule tatsächlich vor den Fledermäusen Reißaus nahm, dann mußten sie Feinde sein.

Für mich ein völlig neues Gefühl. Die roten Vampire und die Strigen Feinde. Da schien sich noch einiges anzubahnen, das wir nur mit Spannung abwarten konnten.

Die Strige hatte es zwar schlau angefangen, aber sie besaß einen Nachteil. Sie war nur allein und die roten Vampire zu zweit. Diesen Vorteil konnten sie in die Waagschale werfen.

Hinter mir hörte ich ein Geräusch. Commissario Tolini hatte es in seiner Deckung nicht mehr ausgehalten, er wollte unbedingt sehen, was geschehen war, und er schaute mit zu, wie die drei Monstren reagierten.

Wir konnten nicht viel sehen. Höchstens drei Schatten, die durch die Dunkelheit huschten. Einer davon war kleiner, eben die Strige, und sie geriet in Bedrängnis.

Der erste Vampir ließ sich fallen. Er faltete sein Flügel zusammen und stürzte nach unten. Es sah gefährlich für die Satans-Eule aus, und das war es auch.

Kurz bevor der rote Vampir die Strige erreichte, da öffneten sich seine Flügel. Zwar konnte er die volle Spannweite nicht auspielen, aber es gelang ihm, sich über Wasser zu halten.

Die Schwingen schienen zu zittern, so heftig bewegten sie sich.

Aber sie erfüllten ihren Zweck.

Die Fledermaus versperrte der Strige den Weg.

Trotz der Dunkelheit konnten wir erkennen, daß der Flug der Horror-Eule nicht mehr so glatt war wie zuvor. Sie versuchte im Zickzack zu entkommen, aber die Fledermaus stand vor ihr wie eine Wand. Für die Strige gab es eigentlich nur ein Zurück.

Das war auch nicht möglich, denn unhörbar hatte sich die zweite Bestie herangearbeitet. Sie lauerte schräg hinter der Strige, deren beinerner Schädel noch am besten von ihrem gesamten Körper für uns zu erkennen war.

Auf einmal zuckte sie. Sie schüttelte sich, als hätte sie einen Schlag bekommen, und im nächsten Augenblick konnten wir nichts mehr sehen, denn die Fledermaus hinter der Strige hatte sich von ihrem Platz gelöst und jagte auf die Eule zu.

Dann sahen wir nur noch das wilde Auf und Ab der Flügel, hörten ein hohes Kreischen, dazwischen zischende Laute, und als die Fledermäuse sich drehten, konnten wir Genaues erkennen.

Sie hatten die Strige zwischen sich genommen. Mit ihren Krallen hielten sie die Satans-Eule fest, und das monsterhafte Tier wurde von den Vampiren zerrissen.

Sie fetzten den Körper förmlich auseinander. Da flogen die Federn, da sahen wir die Fleischstücke ins Wasser fallen, und ganz zum Schluß löste sich auch der Schädel.

Wie eine Kugel fiel er nach unten. Das Wasser spritzte noch einmal auf, danach war der Schädel verschwunden.

Und die Vampire?

»Wir holen sie uns!« knirschte Suko. Ich hatte nichts dagegen, doch beide wurden wir von einem Schrei abgelenkt, der schräg hinter uns aufgeklungen war.

Blitzschnell drehten wir uns um.

Wo eine der unzähligen Brücken über den schmalen Kanal führte, sahen wir eine Gestalt. Ein Mädchen, vielleicht eine Frau. Sie schrie und schien auf die Brücke zuzulaufen.

Das allerdings war eine Täuschung. Die Person lief an einem Brückenpfeiler vorbei und näherte sich dem Kanal. Sie übersah dabei die Abgrenzung.

Ein Fehltritt – wir sahen noch ihre hochgerissenen Arme, dann landete sie in den Fluten.

Bevor ich noch etwas unternehmen konnte, hatte sich Suko schon abgestoßen. Sein Körper beschrieb einen Halbbogen, als er sich streckte und danach mit dem Kopf zuerst in das Wasser tauchte.

Wie das Maul eines gierigen Ungeheuers schluckte das schmutzige Wasser den Chinesen, der mit kräftigen Kraulstößen versuchte, die Brücke zu erreichen.

Beeilen mußte Suko sich, denn das Mädchen war bisher noch nicht aufgetaucht…

***

Commissario Tolini und ich fieberten. Konnte Suko es packen?

Würde er das Mädchen retten?

Vielleicht mußte ich auch noch ins Wasser und hinschwimmen.

Bereit machte ich mich schon, zog die Jacke aus und hatte sie kaum über die Schultern gestreift, als ich Suko sah.

Er tauchte aus den schmutzigen Fluten und mit ihm das Mädchen oder die Frau.

Wie eine Puppe hielt er sie im Arm. Er winkte uns mit einer Hand zu, der Kommissar verstand das Zeichen. Sofort ließ Tolini den Motor an. Unser Boot bewegte sich auf den Chinesen und das ins Wasser gefallene Mädchen zu.

»Lebt sie noch?« fragte ich, als wir nahe genug herangekommen waren.

»Keine Ahnung.«

Tolini steuerte gut. Er fuhr scharf links, so daß ich die Hand ausstrecken konnte, die von Suko sofort genommen wurde. Er stemmte die Gerettete hoch.

Das Wasser hatte ihre Kleidung schwer gemacht. Auch ich hatte Mühe, die Kleine ins Boot zu hieven. Schon jetzt hatte ich erkannt, daß es sich bei ihr um eine junge Frau mit langen, schwarzen Haaren handelte, und mir war ferner aufgefallen, daß sie noch lebte, denn als ich nachfühlte, spürte ich den Herzschlag.

Als ich das Mädchen hinlegte, da stellte ich fest, daß es nicht bewußtlos war, nur völlig erschöpft und am Rande seiner Kräfte stehend. Das Boot begann heftiger zu schaukeln, als Suko hineinkletterte, naß wie eine Wasserratte.

Commissario Tolini besorgte zwei Decken. Eine wärmte das Mädchen, die andere meinen Freund und Kollegen.

Bevor ich mich um die Gerettete näher kümmerte, warf ich einen Blick zum Himmel hoch. Er war dunkel wie grauer Samt. Unter ihm zeichneten sich die Schatten der beiden Riesenvampire ab. Gewaltige Fledermäuse, deren Bekanntschaft wir zum erstenmal in Deutschland gemacht hatten, in der Schwäbischen Alb, tief unter der Erde, als wir zusammen mit Kommissar Mallmann eine Höhle durchforsteten.[2]

Die Blutsauger beobachteten uns, davon biß keine Maus den Faden ab. Und ich war fast sicher, daß sie uns auch irgendwann angreifen würden. Wäre es anders, entspräche dies nicht ihrem Naturell.

Ich wandte mich an den Kommissar. »Haben Sie auch eine Apotheke oder ähnliches?«

Tolini grinste. »Sie meinen Alkohol?«

Tolini holte eine schmale Flasche. Inzwischen begann das Mädchen zu husten. Es spie auch Wasser. In regelrechten Fontänen drang die schmutzige Brühe aus ihrem Mund. Die Kleine weinte, hustete und mußte sich auch übergeben.

Ich hielt sie dabei so, daß sie über die Bordwand speien konnte und klopfte ihr dabei sanft auf den Rücken. Es dauerte seine Zeit, bis sie sich einigermaßen gefangen hatte, trotzdem war sie noch sehr erschöpft.

Suko hatte sich in die Decke eingewickelt, hockte auf der Rückbank und beobachtete uns.

»Geht es wieder?« sprach ich das Mädchen an. Ich hatte es zurückgezogen und hingesetzt.

Sie hob den Blick. In den dunklen Augen las ich die Angst. Sie mußte viel durchgemacht haben, aber jetzt war sie in Sicherheit, und das gab ich ihr zu verstehen.

»Wollen Sie einen Schluck trinken?« Der Kommissar fragte es und hielt ihr die aufgeschraubte Flasche hin.

Das Mädchen schüttelte den Kopf. Es zog die Nase hoch und wischte über ihre Augen.

»Wie heißen Sie denn?« fragte ich.

Schwach kam die Antwort. »Franca Patelli.«

Auch wir sagten unsere Namen, obwohl ich nicht sicher war, daß sie sie auch behalten würde. Ihre Lippen zuckten, als sie mit dem Sprechen begann.

»Schrecklich!« flüsterte sie, »es war schrecklich. Ich… ich habe eine Hölle hinter mir.«

»Lassen Sie sich Zeit mit Ihrem Bericht.«

Franca schüttelte den Kopf. »Nein, nein, es ist schlimm. Marco haben sie gepackt.«

»Wer ist Marco?«

»Mein Freund.«
»Und wer hat ihn gepackt?« schaltete sich der Commissario ein.
»Die Fledermäuse.«
Ich preßte hart die Lippen zusammen, und meine Wangenmuskeln zuckten. Also hatten sie doch ein Opfer gefunden. Ein menschliches Opfer und nicht nur die Strige, wie wir es gesehen hatten. Unwillkürlich drehte ich den Kopf und schaute in die Höhe.
Ja, da oben schwebten sie. Lautlos zogen sie ihre Kreise und hatten die gewaltigen Flügel ausgebreitet. Sie lauerten in der Luft, und sie würden sich sofort nach unten stürzen, wenn sie sich ihrer Beute sicher waren.
Ich nickte der Kleinen beruhigend zu. »Am besten ist es, wenn Sie ganz von vorn beginnen, Franca, einverstanden?«
Sie nickte.
Anschließend erfuhren wir ihre Geschichte. Sie berichtete von der Jagd durch die Gassen und Kanäle dieses Viertels und davon, daß sie und ihr Freund eine furchtbare Angst ausgestanden hatten.
Mit einer Gondel wollten sie fliehen.
»Marco hat es nicht geschafft!« sagte sie zum Schluß, wobei Tränen aus ihren Augen quollen.
»Ist er tot?« wollte ich wissen.
»Ja oder nein. Ich weiß es nicht genau, denn ich konnte kaum hinschauen.«
Wir schwiegen, denn die Wahrheit wollten wir ihr nicht sagen.
Wer von den Fledermäusen angegriffen wurde und sich nicht mit den entsprechenden Waffen verteidigen konnte, der hatte gegen diese Bestien keine Chance. Das wußten wir aus eigener Erfahrung.
»Das alles muß aber einen Grund gehabt haben«, meldete sich Suko von der Bank am Heck des Bootes. »Weshalb hat man Sie verfolgt, Franca?«
»Es ging um das Grab.«
Aha, jetzt wurde es interessant. Ich hakte sofort nach und fragte:
»Welches Grab?«
»Das in dem alten Dogenpalast. Marco wollte es so. Er hatte gehört, daß dort ein Schatz zu finden war…«
»Und? Haben Sie einen Schatz gefunden?«
Franca Patelli schüttelte den Kopf. »Nein, wir fanden keinen Schatz. Aber wir drangen in eine Grabkammer ein, in der sich die Vampire befanden.«
»Haben Sie noch mehr gesehen?«
»Vielleicht. Es ging alles zu schnell. Kaum hatten wir das große Grab betreten, als sich die Vampire, von denen wir glaubten, daß sie schlafen würden, in die Höhe…« Sie konnte nicht mehr weitersprechen. Die Erinnerung an das Schreckliche ließ ihre Stimme

versiegen.

Wir gaben Franca Zeit und warteten so lange, bis sie sich wieder beruhigt hatte. Erst dann sprach ich weiter. »Können Sie den Weg zur Grabkammer zurückfinden?«

»Ja – wahrscheinlich.«

»Es ist nicht weit von hier?«

»Nein, ich bin ja nur durch die Gassen und Kanäle gehetzt. Das alles kommt mir nur so schrecklich weit vor, doch so ist es nicht.«

»Gut, Franca, dann werden wir uns das Grab einmal genauer anschauen.«

Sie erschrak. »Das ist doch gefährlich!« flüsterte sie. »Man wird Sie auch umbringen und…«

Ich schüttelte den Kopf. »Das glaube ich kaum. Außerdem können wir uns unserer Haut schon wehren. Machen Sie sich wegen uns mal keine Gedanken.«

Franca hob die Schultern. »Und was ist mit Marco?« hauchte sie schließlich.

Das war in der Tat ein Problem. Ich schaute Suko an, der aufgestanden war, näher kam und mit seiner um die Schultern hängenden Decke fast auch schon einem Vampir glich. Er machte ein besorgtes Gesicht. Wahrscheinlich dachte er das gleiche wie ich.

Nur Commissario Tolini verstand nicht so recht.

»Wir müssen ihn suchen, vielleicht können wir ihn noch retten!«

Als Franca die Worte vernahm, sprang sie auf. »Ja, das müssen wir. Wenn es noch eine Möglichkeit gibt…«

»Wir machen das schon«, sagte ich ihr und schielte zum Himmel, wo die Vampire weiterhin ihre Kreise zogen. »Können Sie uns denn den Weg zeigen, den Sie gelaufen sind?«

Franca deutete dorthin, wo sich die Brücke befand, die sie in ihrem panikartigen Lauf verpaßt hatte. »Wenn wir dorthin fahren, kann ich es besser erklären.«

»Warum auch nicht?« rief Commissario Tolini. »Also packen wir es an, meine Herren.« Er wollte den Motor anlassen, doch Sukos »Halt« ließ ihn innehalten.

»Was ist denn?« fragte der Beamte.

Eine akustische Antwort bekam er von dem Chinesen nicht. Suko deutete nur nach vorn, wo sich plötzlich ein Schatten über das Wasser schob. Der Schatten wurde größer, wir konnten ihn jetzt besser erkennen und identifizierten ihn als eine Gondel.

Sie schob sich aus einem kleinen Seitenkanal. Zur Hälfte war sie schon zu sehen, und sie schien lautlos und von unsichtbaren Händen gesteuert zu werden.

Als das letzte Drittel der Gondel in unser Sichtfeld geriet, da sahen wir auch den Mann, der sie lenkte. Sein schmaler Körper hob sich wie

ein Scherenschnitt von der grauen Dunkelheit ab.

Franca stieß einen Schrei aus und klammerte sich im nächsten Augenblick an mir fest.

»Was ist denn?«

»Der… Mann dort …« Ihre Stimme bebte. »Das ist Marco!«

***

Verdammt, damit hatten wir wohl alle nicht gerechnet. Ich hörte es an den Geräuschen, die Tolini ausstieß, und auch Suko zeigte ein betroffenes Gesicht.

Es stellte sich eine Frage. Lebte Marco noch, oder wurde die Gondel von einem Untoten, vielleicht einem Vampir, gesteuert? Das mußten wir herausfinden.

Ich gab Tolini ein Zeichen. »Fahren Sie auf die Gondel zu!« flüsterte ich, »aber vorsichtig.«

Tolinis Augenbrauen zuckten. Seine Hände spielten nervös.

»Glauben Sie denn…«

»Fahren Sie erst mal.«

Er ließ den Motor an. Ich drückte Franca Patelli zur Seite und befahl ihr, sich auf den Boden zu legen, was sie auch tat, wobei mir ihr Gesichtsausdruck zeigte, daß sie nicht so recht verstanden hatte.

Der Motor unseres Bootes kam mir in der Stille unnatürlich laut vor. Den seltsamen Gondoliere schien das überhaupt nicht zu stören. Er behielt seinen einmal eingeschlagenen Kurs bei und lenkte die Gondel in den etwas breiteren Kanal.

Wieder einmal wurde ich an das Abenteuer mit der Todesgondel erinnert. Nur stand damals ein Sarg auf der Gondel, was hier nicht der Fall war.

Die Vampire hatten ebenfalls bemerkt, daß sich etwas anbahnte.

Sie zogen zwar nach wie vor ihre Kreise, waren jedoch tiefer gegangen und ließen, so schien es mir, das Boot nicht aus den Augen.

Wahrscheinlich befand sich dort ein Diener von ihnen.

Wir näherten uns der Gondel im rechten Winkel. Wenn wir so weiterfuhren mußten wir irgendwann kollidieren.

Die Spannung wuchs.

Suko und ich hatten unsere Waffen gezogen, während der Kommissar gespannt am Ruder stand und ebenfalls das fremde Boot nicht aus den Augen ließ.

Der Gondoliere tat, als hätte er uns überhaupt nicht bemerkt. Er stand wie eine Statue am Heck des Bootes, tauchte die Stange ins Wasser, bewegte seine Arme dabei rhythmisch vor und zurück, und es sah so aus, als würde ihn niemand stoppen können.

»Marco… mein Marco …« Franca hauchte den Namen ihres Freundes mit tränenerstickter Stimme. Sie kniete jetzt, hatte die Arme hoch

erhoben und die Hände zusammengepreßt. Auch sie schien zu ahnen, daß mit Marco nicht mehr alles so war wie früher, und wir glitten mit unserem Boot noch näher an ihn heran.

Mittlerweile konnten wir sein Gesicht erkennen. Zwar nur als einen bleichen Fleck, aber wir machten aus, daß er stur geradeaus schaute, uns wollte er anscheinend nicht bemerken.

Bevor es soweit kam, daß wir die Gondel rammten, flüsterte ich dem Chinesen zu: »Achte du bitte auf die Vampire, ich kümmere mich schon um Marco.«

»All right.«

Rasch drehte ich mich um, denn für meinen Geschmack hatte das Boot noch zuviel Tempo. »Können Sie etwas Fahrt wegnehmen?« fragte ich den Commissario.

»Dann muß ich den Motor abstellen!«

»Tun Sie das!«

Das Tuckern verstummte. Wir hatten noch soviel Schub, daß wir auch ohne Motor die Gondel erreichen konnten. Schwankend näherten wir uns dem Gefährt, die Wellen trugen uns weiter, die Entfernung schmolz zusammen, jetzt waren es nur wenige Yards, und der unheimliche Gondoliere kümmerte sich noch immer nicht um uns. Er mußte sich seiner Sache sehr sicher sein.

Einen Plan hatte ich längst gefaßt. Natürlich hätte ich schießen können, aber ich war mir meiner Sache nicht hundertprozentig sicher, aus diesem Grunde wollte ich eine andere Möglichkeit ergreifen und auf das andere Boot springen.

Ich duckte mich. Dabei federte ich leicht in den Knien, um einen guten Absprung zu bekommen.

Drei Yards noch…

»Die Vampire kommen!« vernahm ich Sukos Stimme.

Darum konnte ich mich jetzt nicht kümmern. Für mich war der Mann auf der Gondel wichtiger.

Zwei Yards…

»Spring, John!«

Als Suko das sagte, befand ich mich bereits auf dem Weg. Mit einem Satz jagte ich über die Reling, berührte mit beiden Füßen die Planken der alten Gondel und bemerkte, daß Wasser hochspritzte.

Das Boot mußte irgendwo ein Leck haben, durch das die Brühe gedrungen war.

Durch den Aufprall wurde die Gondel backbordlastig. Sie krängte über. Ich breitete meine Arme aus, damit ich besser das Gleichgewicht halten konnte, mit dem auch der Gondoliere zu kämpfen hatte, denn plötzlich stand er nicht mehr so ruhig.

Da prallte das Motorboot gegen die Gondel. Es hatte sie nicht voll getroffen, dann wäre dieser alte Kahn wahrscheinlich zerfetzt worden,

aber diese Streifkollision reichte auch aus, damit ich das Gleichgewicht verlor.

Ich ging in die Knie.

Erst jetzt schien mich der andere zu bemerken. Mit einem heftigen Ruck riß er die Ruderstange aus dem Wasser, hob die Schultern und hielt die hölzerne Stange plötzlich wie eine Lanze vor sich.

Seine Absicht war klar. Er wollte mich mit der Stange über Bord schleudern.

Noch hielt ich die Beretta fest und schaute in das Gesicht meines Gegners, das sich über der Stange abzeichnete. Es war ein blasses Gesicht, blutleer kam es mir vor. Ich hatte schon des öfteren solche Gesichter gesehen – bei Vampiren!

Dieses Wesen war auf meinen Lebenssaft scharf. Und verdammt noch mal, es sollte ihn nicht bekommen.

Dafür kam der Vampir!

Er wuchtete sich plötzlich vor. Die Stange hielt er dabei so, daß sie mich in Brusthöhe getroffen hätte. Groß ausweichen, das konnte ich nicht, mich höchstens fallen lassen, und das tat ich auch.

Bevor die Stange mich berühren konnte, tauchte ich weg, als wären mir die Beine unter dem Körper fortgerissen worden.

Trotzdem erwischte sie mich an der Schulter. Das war rechts, wo ich die Waffe hielt. Ich wurde auf die Planken geschleudert, prallte gegen die Bordwand, und die Gondel geriet noch mehr ins Schwanken. Sie kippte mal nach rechts, dann wieder nach links, und mein Gegner hatte Mühe, sich überhaupt auf mich zuzubewegen.

Ich schoß.

Genau in dem Augenblick, als der Mündungsblitz vor der Waffe für die Länge eines Atemzugs eine fahle Helligkeit schuf, da öffnete der unheimliche Gondoliere seinen Mund.

Ich sah sein Gebiß.

Zwei Zähne stachen deutlich hervor. Aus dem Oberkiefer wuchsen sie, sie waren lang und wirkten unten wie spitz angefeilt.

Hatte ich bisher noch ein wenig daran gezweifelt, es mit einem Vampir zu tun zu haben, so wurden diese Zweifel nun beseitigt, und ich brauchte den Schuß auch nicht zu bereuen.

Das geweihte Geschoß hieb in seinen Körper. Schräg fuhr es hinein, und die Macht des Silbers erstickte augenblicklich sämtliche Aktivitäten des Monstrums.

Es ließ die Stange fallen, taumelte zur Seite, sein Gesicht verzerrte sich in einer unendlichen Qual. Schaum stand plötzlich vor dem Mund, in den Augen war das Weiße zu sehen, und der nächste Schritt brachte den Blutsauger bis dicht an die Bordwand.

Er stolperte.

Das Gleichgewicht konnte er nicht mehr halten, obwohl er mit den

Armen ruderte. Vor meinen Augen verschwand er im Wasser, ich hörte nur das Klatschen.

Sofort robbte ich auf die Bordwand zu. Während des kurzen Wegs schaute ich auch zu dem Motorboot hinüber. Es war nach der kleinen Kollision wieder abgetrieben worden. Suko konnte ich gut erkennen. Er stand aufrecht und verfolgte die beiden kreisenden Riesenfledermäuse mit dem Lauf der Beretta. Geschossen hatte er noch nicht.

Tolini stand geduckt am Ruder, während Franca wohl noch in Deckung lag, gesehen hatte ich von ihr jedenfalls nichts.

Für mich war der Vampir wichtiger.

Ich schaute über die Bordwand. Wo er ins Wasser gefallen war, sah ich noch Schaum auf der Oberfläche. Von ihm selbst allerdings konnte ich nichts erkennen.

Aber er war noch da.

Plötzlich kam er an einer anderen Stelle wieder hoch. Diesmal rechts von mir. Zuerst sah ich ihn nicht. Ich bemerkte nur, daß sich das Boot zur Seite neigte, und als ich nachschaute, da entdeckte ich die beiden Klauen, die sich um die Bordwand geklammert hatten.

Gierige Hände, die versuchten, sich mit letzter Kraft noch in die Gondel zu hieven. Zwischen den Armen und dicht unter der Wasserfläche sah ich einen dunklen Fleck, den Kopf des Monstrums, der von den Wellen überspült wurde.

Dann passierte etwas Grauenhaftes.

Der Vampir versuchte noch, sich in die Gondel zu ziehen, aber das Silber war zu stark. Es hatte schon längst mit seinem Zerstörungswerk begonnen.

Von den nassen Händen fiel die Haut ab. Sie war spröde geworden, löste sich allmählich auf, und nur noch Fetzen blieben zurück, die allerdings so porös waren, daß sie durch die anlaufenden Wellen von den Knochen geschwemmt wurden.

Bleiche Skeletthände kamen zum Vorschein. Versehen mit dicken Knorpeln, und in einem letzten Anfall von Kraft, stemmte oder zog sich der Blutsauger noch einmal hoch.

Nein, ich schaute in kein menschliches Gesicht mehr, sondern in ein zusammengezogenes, lederartiges einer entstehenden Fledermaus, die allerdings schon wieder verging, denn das Silber ließ es soweit erst nicht kommen.

Einen Herzschlag später rutschten die Hände ab. Das Wasser zog noch einmal einen Kreisel genau dort, wo der Vampir verschwand, dann war von ihm nichts mehr zu sehen.

Ich atmete tief ein. Ausruhen jedoch konnte ich mich nicht, denn da waren noch die beiden anderen roten Vampire, die über uns in der Luft schwebten.

Als ich den Kopf hob, peitschte ein Schuß.

Diesmal hatte Suko gefeuert, denn ein Vampir hatte sich zu nahe an das Boot herangewagt, und es hatte so ausgesehen, als wollte er sich darüber stürzen.

Der Inspektor hatte genau gezielt. Die rote Riesenfledermaus wollte ihren Flug noch fortsetzen, es gelang ihr nicht mehr. Aus dem Kreis wurde ein Trudeln, die Schwingen schlugen unregelmäßig, von der linken fiel bereits ein Stück ab, und die Bestie konnte sich nicht mehr in der Luft halten.

Sie stürzte wie ein manövrierunfähiger Düsenjäger ins Wasser.

Und zwar zwischen den beiden Booten, da hatten wir noch Glück gehabt, daß sie nicht auf uns gefallen war.

Blieb die zweite.

Sie hatte mitbekommen, was mit ihrem Artgenossen geschehen war. Sofort schraubte sie sich in die Höhe, um im Grau des Himmels zu verschwinden, wobei sie auch vor unseren Kugeln sicher war.

Es hatte keinen Sinn mehr, ihr noch nachzuschießen, das wäre nur Munitionsverschwendung gewesen.

Wir sahen sie noch als einen huschenden, schattenhaften Punkt, dann war auch er verschwunden.

Ich winkte Suko zu.

»Wir kommen!« rief der Kommissar rüber und stellte den Motor wieder an. Seiner Stimme entnahmen wir deutlich die Erleichterung, die er verspürte.

Alle hatten wir die Gefahr, ohne Schaden zu nehmen, überstanden. Aber gewonnen hatten wir nur eine Schlacht, keinen Krieg, das mußte man sich einmal vor Augen halten. Welche finsteren Geheimnisse hier noch lauerten, wußte keiner von uns. Ein Grab, die roten Vampire und die Strigen. Irgendwie mußten wir diese drei an sich voneinander unabhängigen Dinge in die Reihe bekommen.

Eine Leine brauchte man mir nicht zuzuwerfen, ich kam auch so auf das andere Boot, denn Tolini bewies wieder einmal sein Können, in dem er seinen Kahn so scharf an die Gondel heranlenkte, daß ich mit einem Schritt hinüber konnte.

»Das war meisterlich«, begrüßte mich Tolini. Seine Augen strahlten dabei.

Ich winkte ab. »Die Riesenvampire sind zwar gefährlich, aber wenn man die entsprechenden Waffen besitzt, ist es leicht, sie zu erledigen. Glauben Sie mir.«

»Ich frage mich nur, woher sie kommen«, murmelte der Kommissar.

Das fragten wir uns auch. Zudem wußten wir, daß Vampiro-del-mar nie weit entfernt war, wenn die roten Blutsauger irgendwo in unserer Nähe erschienen. Also mußten wir auch noch mit ihm als Gegner rechnen.

Ich faßte zusammen. »Die Strigen, die Fledermäuse und Vampiro-del-mar. Da kommt was auf uns zu.«

Suko hatte noch einen Einwand. »Hast du nicht mal von Strigus, dieser menschengroßen Eule erzählt?«

»Das stimmt.«

»Vielleicht befindet sich dieses Monstrum ebenfalls noch in der Nähe.«

Ich verdrehte die Augen. »Mal den Teufel nicht an die Wand, Suko. Mir reichen die anderen.«

»Und das Grab«, sagte Tolini.

»Genau, das ist es.« Ich drehte mich um und suchte das Mädchen.

Es hatte sich neben das Ruder zusammengeduckt und weinte.

»Sie hat leider mitbekommen, was mit ihrem Freund geschehen ist«, erklärte der Kommissar und hob in einer hilflos wirkenden Geste beide Schultern.

Ich schritt zu Franca und ging vor ihr in die Hocke. Sie nahm mich so gut wie nicht wahr und hob kaum den Blick.

Ich sprach sie leise an. »Franca, bitte, Sie müssen jetzt stark sein. Ich weiß, was sie durchgemacht und jetzt auch gesehen haben, aber es gab keine andere Möglichkeit. Ihr Freund war für die Menschheit verloren, glauben Sie mir.«

»Warum haben Sie ihn denn erschossen?« fragte sie mit gequälter Stimme. »Er hat doch nichts getan.«

Nein, er hatte auch nichts getan. Aber er hätte es. Aus ihm wäre sicherlich noch eine Fledermaus geworden, die Blut brauchte. So sahen die Tatsachen aus. Ich versuchte, dieses Franca mit behutsamen Worten beizubringen, es war fast unmöglich, denn sie wollte es nicht so recht begreifen.

»Hätte man ihn denn nicht retten können?«

»Nein, nur auf diese Art und Weise, wie ich es getan habe. Das war die Rettung – sein Tod.«

»Ich begreife es nicht…«

»Sollten wir nicht lieber zurückfahren?« schlug Commissario Tolini vor.

Ich dachte an das Grab, das Franca und Marco entdeckt hatten.

Dann schaute ich wieder auf das Mädchen mit den langen, schwarzen Haaren. Nein, Franca würde wohl kaum in der Lage sein, uns zu dem Grab hinzuführen. Nicht in ihrer jetzigen Verfassung, wir mußten ihr einfach Zeit geben, nicht der Kommissar stimmte mich um, sondern sie in ihrem Zustand. Deshalb nickte ich.

»Es ist gut, wir fahren zurück.«

»Ich will nicht nach Hause«, flüsterte Franca. »Nicht in meine Wohnung, da habe ich Angst.«

»Das brauchen Sie auch nicht. Der Kommissar weiß sicherlich einen

guten Platz für Sie, an dem Sie sicher sind.«

»Bei der Polizei?«

»Warum nicht?«

»Aber ich…«

»Keine Bange, dort kommt niemand hin. Und trockene Kleidungsstücke wird es dort sicherlich auch geben?« Dabei schaute ich Tolini fragend an. Er nickte.

Franca Patelli hob die schmalen Schultern. »Wenn Sie meinen.«

Ich gab Tolini ein Zeichen. Der Kommissar drehte auf, und mit schäumender Bugwelle rauschten wir durch den Kanal unserem neuen Ziel entgegen.

Meinen Platz hatte ich am Heck gefunden, und hinter meiner Stirn wirbelten schwere Gedanken, denn die nahe Zukunft sah ziemlich grau aus…

***

Nicht nur in der Lagunenstadt Venedig stürmten Jahr für Jahr Tausende von Touristen, auch der herrliche Strand war ein ebenso begehrtes Ziel. Hier lagen sie dann in der prallen Sonne wie die Ölsardinen, schauten auf die vor ihnen wogende Adria und ließen ihre Haut bräunen.

Es gab nicht nur die Touristenstrände. Exklusive Hotels hatten sich ebenfalls etabliert. Aber nicht dort, wo sich der Touristenstrand befand, sondern auf den Inseln, die wie kleine Flecken im Blau des Golfes lagen. Wer in diesen Hotels wohnte, der wurde mit Booten herangefahren, erlebte ein Höchstmaß an Komfort und blieb von dem normalen Touristen getrennt.

War die Personaldecke in den üblichen Hotels ziemlich dünn, so traf das für die exklusiven Schuppen nicht zu. Hier wurde die feine Gesellschaft von vorn bis hinten bedient, man trug ihnen die Liegestühle an den Strand brachte die Drinks und blies den Gästen Zucker wer weiß wohin.

Natürlich hatte dies alles seinen Preis, doch wer die Millionen besaß, der schaute nicht auf Kleingeld.

Noch bevor die Sonne aufging, waren die ersten Helfer unterwegs. Zu ihnen gehörte auch Pablito, ein Spanier, der irgendwann einmal in Venedig hängengeblieben war. Pablito, der kleine Pablo, wie er eigentlich hieß, war in Wirklichkeit nicht so klein, sondern ein stämmiger Bursche mit grauschwarzen Haaren, die ein wirres Lockenmuster auf seinem Kopf bildeten.

Pablito war immer einer der ersten, die das Hotel verließen und zum Strand gingen. Den Wetterbericht hatte er genau im Kopf, deshalb wußte er, daß mit Anbrechen des neuen Tages strahlender Sonnenschein über Venedig liegen würde. In der vergangenen Nacht

war es etwas bewölkt gewesen, doch der frische Morgenwind hatte die dicken Wolken vertrieben. Es würde wirklich ein schöner Tag werden, Pablito hatte da so seine Erfahrungen.

Seine Aufgabe war es, die Liegestühle zu richten und den Strand von irgendwelchem Unrat zu reinigen. Zwar lag kaum etwas herum, des abends wurde auch gesäubert, aber über Nacht konnte ja etwas angeschwemmt sein, was den Augen der Gäste nicht genehm war. Das würde Pablito sofort entfernen.

Er verließ das Hotel durch einen Seiteneingang. Der gewaltige Bau war im viktorianischen Stil errichtet, dicke Mauern, die in der Sonne oft braungold leuchteten.

Das Portal wurde von zwei gewaltigen Säulen gestützt, die zur Hälfte die Umrisse von steinernen Löwen zeigten. Eine breite Treppe führte hoch zu der großen Glastür, hinter der die vollklimatisierte Halle begann.

Mit seinem kleinen Wagen zog Pablito in Richtung Strand. Noch sah die Luft irgendwie schmutzig aus. Die Nacht konnte sich nicht entscheiden zu fliehen, und der Tag war nicht nah genug herbeigeeilt, um das Grau abzulösen.

Das Morgengrauen würde Schnell kommen, und urplötzlich war auch dann der strahlende Tag da.

Der feine Sand schimmerte seltsam hell. Damit stach er von der grauen Wand ab, durch die urplötzlich die ersten Sonnenstrahlen fielen. Sie schienen Schneisen in die Mauer zu schneiden, und hoch oben glühten die Ränder schon in einem kräftigen Rot.

Der Sonnenaufgang war nicht mehr zu stoppen.

Den Anlegesteg für die Boote ließ der Mann hinter sich, überquerte die kleine Zufahrtsstraße und erreichte den feinen Sandstrand. Vor ihm lag jetzt das Meer.

Wenn er über die dünenden Wellen schaute, konnte er in der Ferne sehr schwach die Umrisse einer anderen Insel ausmachen. Dort standen zwei Hotels, allerdings nicht so vornehm und teuer wie das auf dieser Insel, die die größte in Küstennähe war und sogar einen Golf- sowie Tennisplatz besaß.

Man tat wirklich alles für die vornehmen Gäste.

Pablito liebte es, zu dieser Stunde am Strand zu bummeln. Da konnte er mit seinen Gedanken allein sein und sie schweifen lassen.

Er brauchte auf keine Gäste Rücksicht zu nehmen, denen man hier jeden Wunsch von den Augen ablas.

In der Küche wurde ebenfalls gearbeitet. Pablito konnte es riechen, denn der Duft von frisch hergestellten Croissants zog über den Strand, und dem Spanier lief das Wasser im Mund zusammen.

Bisher hatte er noch keinen Abfall entdeckt, der während der Nacht angeschwemmt war. Soweit Pablito erkennen konnte, war der Strand

sauber, und da es immer heller wurde, bekam der Sand einen goldenen Schimmer.

Pablito schaute aufs Meer. Ruhig rollten die Wellen heran. Das Wasser war nicht mehr so klar wie vor Jahren noch, deshalb badeten auch die meisten Gäste nur im Pool des Hotels. Am Strand ließen sie sich bräunen.

Immer mehr verschwand vom Grau der Morgendämmerung. Gewaltige Farbkaskaden schienen am Himmel zu explodieren, Sie erzeugten ein buntes Spektrum, und auch die graue Fläche des Meers wurde langsam heller, so daß schon eine Trennung zwischen dem Wasser und dem Horizont zu erkennen war.

Pablito kniff die Augen zusammen. Er hatte eine Möwe beobachtet, und sein. Blick war auch auf die Wellen gefallen mit ihren manchmal weißen Kämmen.

Etwas Weißes hatte er auch entdeckt.

Das war jedoch keine Welle, sondern ein Gegenstand, der auf dem Wasser schwamm.

Treibgut?

Vielleicht – so recht wollte der Spanier daran nicht glauben, denn er sah nicht nur einen weißen Fleck, sondern mehrere. Sie tanzten auf den Wellen, wurden bewegt und im Laufe der Zeit immer weiter dem Strand entgegengeschoben.

Pablito war gespannt, um was es sich bei diesen Gegenständen handelte. Noch befanden sie sich zu weit entfernt. Ohne Glas war es für Pablito schwer, Genaues zu erkennen.

Aber Kisten waren es.

Sein Blick glitt wieder in die Höhe. Immer mehr Sonnenlicht drang durch die graue Wand, spaltete sie, riß sie auf und ließ die Konturen klarer und deutlicher hervortreten.

Auch die Umrisse der Vögel.

Plötzlich vergaß Pablito zu atmen. Er schüttelte den Kopf, faßte sich an die Stirn und hörte sein Herz dumpf unter der Brust schlagen. Das war doch unmöglich, solche Vögel konnte es nicht geben. Wenigstens nicht in dieser Gegend. Vielleicht im tiefsten Dschungel oder in einsamen Bergregionen, aber über dem Meer?

Obwohl sie weit entfernt waren, gelang es Pablito, ihre Größe einigermaßen zu schätzen. Seiner Ansicht nach waren es schon kleine Drachen, die da über den Himmel schwebten und aus der Sonne zu kommen schienen.

Ja, fast wie Drachen.

Zudem mit einer gewaltigen Flügelspannbreite. So breit, wie Pablito sie noch nie gesehen hatte.

Er versuchte die Vögel zu zählen, Wie viele waren es? Fünf, sechs, nein, noch mehr. Es stießen drei weitere aus dem Grau des Morgens

hinzu, und der Spanier kam auf die Zahl zehn.

Mein Gott, zehn drachenähnliche Vögel. Und sie flogen, wenn ihn nicht alles täuschte, haargenau die Insel an.

Unwahrscheinlich…

Er hatte sich in den letzten Sekunden zu sehr mit dem Anblick dieser fliegenden Wesen beschäftigt, die seltsamen weißen Kisten hatte er dabei vergessen.

Als er den Blick wieder senkte, da stellte er fest, daß die ersten schon ziemlich nahe an den Strand herangetrieben worden waren.

Zwar immer noch einige hundert Meter entfernt, und es sah auch so aus, als würden sie von der Strömung vorbeigeschoben, aber er konnte sie jetzt identifizieren.

Pablito war ein gläubiger Mensch. Und wie viele Menschen fürchtete er sich vor bestimmten Dingen. Dazu zählten Tote, Friedhöfe, Leichenhallen und Särge!

Aber das, was dort fast angeschwemmt wurde, waren Särge.

Weiße Särge!

Der Spanier stöhnte auf. Vorbei war es mit der Idylle des einsamen Strands, was er da vor sich sah, konnte man mit dem reinen Schrecken umschreiben.

Ja, es war schrecklich.

Mehr Särge als Vögel. Und die Totenkisten leuchteten besonders stark, da sie von den kräftigen Strahlen der Morgensonne getroffen wurden.

Pablito hatte es gelernt, sich im Hotel und in dessen Nähe immer zusammenzureißen. Kein Gast sollte durch lautes Rufen oder etwa Schreien gestört werden.

Nun aber brach diese Sperre bei ihm. Er hielt es nicht mehr aus, machte auf dem Absatz kehrt und rannte schreiend davon, während er sich dabei bekreuzigte.

Die Polizei muß her! Das war sein einziger Gedanke.

***

Geschlafen hatten wir nach den Ereignissen der vergangenen Nacht kaum, obwohl man das kleine Mittelklasse-Hotel, das in einer Seitenstraße lag, als eine Oase der Ruhe bezeichnen konnte.

Unser Doppelzimmer war winzig. Zum Glück jedoch besaß es ein kleines Bad und eine Toilette.

Irgendwann waren Suko und ich in einen unruhigen Schlaf gefallen, aus dem ich wie gerädert aufwachte.

Der Chinese hatte die Vorhänge aufgezogen, stand auf dem kleinen Balkon und schaute in den Himmel, der allmählich hell zu werden begann. Ich trat hinter meinen Freund.

»Suchst du die roten Vampire?«

»So ähnlich.«
»Ich gäbe ein Monatsgehalt dafür, wenn ich wüßte, wo die sich versteckt halten.«
»Und die Strigen.«
»Genau.«
»Ich habe schon geduscht«, sagte Suko, was mich erstaunte, denn gehört hatte ich nichts.
»Dann werde ich mal verschwinden.«
»Aber gib acht, das Wasser rieselt nur spärlich.«
Damit hatte der Chinese nicht übertrieben. Was da aus der Dusche kam, war wirklich nicht berauschend. Auch als ich mich einseifte, dachte ich immer wieder an die Strigen und die roten Vampire. Wo bestand zwischen ihnen eine Verbindung? Es mußte eine geben, etwas anderes konnte ich mir nicht vorstellen und wäre auch wider alle Erfahrungen gewesen. Hing vielleicht das Auftauchen dieser beiden Dämonengruppen mit dem rätselhaften Grabmal zusammen, das Franca und Marco entdeckt hatten?
Das konnte durchaus möglich sein, und ich war auf den heutigen Tag mehr als gespannt. Hoffentlich befand sich das Mädchen überhaupt in der Lage, uns das Grab zeigen zu können.
Nach dem Anziehen gingen wir die schmalen Treppen hinunter.
Die Wirtin, eine dicke Signora, hatte das Frühstück bereits fertig. Sie strahlte uns an und erkundigte sich, ob wir gut geschlafen hätten.
Wir bejahten und logen.
Das stellte sie zufrieden. Uns aber entschädigte ihr Frühstück. Es war wirklich gut. Und der Kaffee schmeckte fast so wie der von Glenda Perkins, meiner Sekretärin.
Wir langten kräftig zu, und ich wunderte mich eigentlich über Sukos Appetit. Zu Hause aß er weniger.
Eine halbe Stunde später konnten wir endlich fahren. Die Wirtin hatte uns ein Taxi gerufen.
»Ohne Umwege zum Polizeipräsidium«, erklärte ich dem Fahrer, der daraufhin zusammenzuckte.
Ich war so aufgetreten, als würde ich Venedig kennen. Das beeindruckte in den meisten Städten die Fahrer, hinzu kam noch das Ziel, da würde der Mann sicherlich vor Umwegen zurückschrecken.
Wir erreichten das Präsidium in Rekordzeit. Aus früheren Tagen kannte ich es noch. Es war ein alter vierstöckiger Bau mit hohen Fenstern, breiten Treppenhäusern und einem kleinen Hafen an der Rückseite. Die Sonne wärmte bereits jetzt. Die Stadt konnte noch einmal Atem holen, bevor die Touristen ausschwärmten, um sie zu erobern. Daß der August noch heiße Tage haben kann, hatten wir gerade hier erlebt.
Soweit ich mich erinnern konnte, hatte sich nichts verändert.

Noch immer mußten wir durch die große Halle, deren Decke von Säulen gestützt wurde. An den Säulen standen Carabinieri. Sie trugen weiße Koppel zu schmucken Uniformen, und über ihren Schultern hingen kurzläufige Maschinenpistolen.

Am Empfang erkundigte ich mich nach Commissario Tolini. Der Mann dahinter schaute uns mißtrauisch an. »Wer sind Sie? Was wollen Sie von dem Kommissar?«

Ich zeigte ihm meinen Ausweis und sagte noch Scotland Yard. Da klärte sich sein Gesicht auf. »Sie sind die beiden Kollegen aus England. Gehen Sie nur hoch. Der Commissario sitzt in Zimmer…«

»Das wissen wir selbst«, erklärte ich dem Mann, nickte ihm noch einmal zu und verschwand.

Vielleicht gab es einen Lift. Wir hatten keine Lust, ihn zu suchen, und nahmen die Treppe.

Breit schwang sich das Treppenhaus durch die gewaltigen Flure.

Auch die Stufen waren sehr bequem, man konnte sie leicht nehmen, nur in den Gängen fand man sich nur schwer zurecht. Zum Glück wußte ich noch Bescheid. Es roch nach Bohnerwachs und anderen Putzmitteln. Als wir schließlich vor Tolinis Tür standen, öffnete sich die zum Nebenraum, und ein junges Mädchen mit einer Kaffeekanne trat auf den Gang.

»Sie können uns einen mitkochen«, sagte ich zu ihr.

Eine Antwort bekamen wir nicht. Die Kleine schaute uns nur hochnäsig von oben bis unten an und ging mit wackelndem Po davon. Er zeichnete sich deutlich unter dem grünen engen Lederrock ab.

Als ich zu lange schaute, stieß Suko mich an. »Los, du Lüstling, schau lieber dem Kommissar ins Auge.«

Ich verdrehte den Blick. »Als ob ich davon etwas hätte.«

»Vielleicht Informationen. Die Frauen machen nur Ärger.«

»Du mußt es ja wissen.«

»Weiß ich auch.« Suko grinste, klopfte und öffnete die Tür. Es roch nach Kaffee und kaltem Zigarrenrauch. Der Kommissar hockte hinter dem alten Holzschreibtisch, hatte sein Kinn in beeide Handflächen gestützt, die Ärmel hochgekrempelt und schielte zur Tür.

»Kommen Sie rein!«

Tolini schaute uns mit einem traurigen Blick an. Geschlafen hatte er wohl wieder nicht, und ich fragte: »Kennen Sie eigentlich noch Ihr Bett, Meister?«

»Nein.«

»Und was sagt die Frau?«

»Hat sich den Gasmann genommen. Aber nur im Dunkeln. Als der meine Alte im Hellen sah, hat er sie wieder laufen lassen.« Tolini lachte glucksend, wurde jedoch schnell ernst, als er unsere Gesichter sah. »Ich habe mal nachgeforscht. Viel ist dabei nicht

herausgekommen, das will ich Ihnen ehrlich sagen.«
»Wobei nachgeforscht?«
»Diese komischen Fledermäuse lagen mir im Magen. Venedig ist ja reich an Geschichte, ich bilde mir auch ein, mich da ein wenig auszukennen, habe auch geblättert, aber gefunden habe ich nichts. Da können Sie die Jahrhunderte durchgehen…«
Wir hatten inzwischen auf Holzstühlen Platz genommen.
»Auch nicht bei den Dogengräbern?« fragte Suko.
Tolini hob die Arme. »Es gibt sie«, gab er zu. »Aber da ist nichts Außergewöhnliches bei, glauben Sie mir.«
»Dann müssen wir uns voll und ganz auf die Aussage des Mädchens verlassen«, stellte ich fest.
»So ist es.«
»Wo steckt sie eigentlich?«
»In unserer besten Zelle.« Tolinis Hand näherte sich dem Telefonhörer. »Soll ich Franca holen lassen?«
»Wäre am besten, bevor wir noch mehr Zeit verlieren.«
Da öffnete sich die Verbindungstür, und die Kleine mit dem Lederrock betrat das Büro. Sie bekam einen roten Kopf, als sie uns sah. Das Geschirr auf dem Tablett in ihren Händen begann zu wackeln, ich hatte Angst, daß es fallen würde, grinste sie an und sagte:
»Stellen Sie es schnell ab, sonst gibt es Scherben.«
Tolini zeigte ein überraschtes Gesicht. »Was ist los? So kenne ich Gina gar nicht.«
»Wir haben uns auf dem Gang kennengelernt.«
»Und?«
»Die junge Dame wollte uns keinen Kaffee mitkochen.«
Gina schaute auf, noch immer rot im Gesicht. »Einen Moment, Signores, ich hole sofort zwei Tassen.«
Als sie verschwunden war, lachten wir alle drei. Tolini meinte:
»Manchmal hat sie ihre Launen, ansonsten ist sie brauchbar.«
Wir warteten ab, bis Gina mit zwei leeren Tassen kam. »Und holen Sie noch eine dritte.« Tolini schickte sie noch einmal weg. »Für das Mädchen.« Danach gab er Bescheid.
Etwa fünf Minuten später erschien Franca. Zum erstenmal sahen wir sie im Hellen. Sie machte einen bedauernswerten Eindruck. Unter ihren Augen lagen tiefe Ringe, die Lippen zuckten, die Hände spielten nervös, und die langen Haare hingen wirr bis auf die Schultern. Mit der Zungenspitze fuhr sie über die Lippen, das Lächeln fiel schwach aus, als sie uns begrüßte. Man hatte ihr andere Kleidung gegeben. Trockene Sachen. Eine verwaschene Jeans, einen Pullover mit V-Ausschnitt, darunter eine helle Bluse.
Der Commissario holte ihr einen Stuhl aus dem Nebenraum. Kaffee bekam sie auch. Wir als Gäste ließen dem Kommissar den Vortritt,

damit er die Fragen stellen konnte.
Tolini bewies Einfühlungsvermögen und ließ es deshalb behutsam angehen. »Wie fühlen Sie sich, Franca?« erkundigte er sich.
»Schlecht. Ich habe kaum geschlafen.« Ihre Stimme klang leise und auch tonlos.
»Das kann ich verstehen, aber Sie werden sicherlich einsehen, daß wir an dem Fall arbeiten müssen.«
»Natürlich.«
»Erinnern Sie sich noch an den Weg, den Ihr Freund und Sie in der vergangenen Nacht gegangen sind?«
»Möglich.«
»Könnten Sie ihn aufzeichnen?«
Franca atmete tief durch. Dann hob sie die Schultern. »Ich weiß es nicht, ob ich die Wege noch im Kopf habe. Wenn ich sie gehen würde, dann könnte ich mich vielleicht daran erinnern…«
»Versuchen Sie es!« drängte ich.
Sie senkte den Kopf. Der Kommissar stand auf, nahm einen Block nebst Bleistift und ging zu ihr. »Bitte.« Er drückte ihr beide Dinge in die Hand.
Da meldete sich das Telefon. »Verdammt, ich wollte doch nicht gestört werden!« schimpfte Tolini, ging zum Apparat und hob ab.
Ich sah es seinem Gesicht an, daß er mit einer Schimpfkanonade loslegen wollte, doch das erste Wort schon blieb ihm mitten im Hals stecken, denn er hörte schweigend zu. Nur sein Gesicht war interessant zu beobachten. Es zerfiel immer mehr und wurde bleich.
Schweiß stand plötzlich auf seiner Stirn. Als er den Hörer schließlich auf die Gabel legte, blieb auf dem Kunststoff ebenfalls ein Schweißflecken zurück.
»Was ist geschehen?« fragten Suko und ich wie aus einem Munde.
»Die Vampire und die Särge. Sie sind vor der Küste gesichtet worden und befinden sich wahrscheinlich bereits in Venedig…«

***

Diese Nachricht hatte uns fast aus den Schuhen gehauen. Auch ich spürte, daß ich schwitzte, und das hatte auch nicht aufgehört, als wir vom Dach des Polizeigebäudes mit dem Hubschrauber starteten.
Wir hatten uns dazu entschlossen. Franca lief nicht weg. Sie hatte uns versprochen, ihre Aussagen schriftlich zu fixieren, aber die Särge oder die roten Riesenfledermäuse mußten wir einfach finden.
Commissario Tolini hatte die Idee mit dem Hubschrauber gehabt.
Ein Pilot flog, der Kommissar saß neben ihm, wir beide hockten auf den hinteren Sitzen und schwitzten weiter, denn die grellen Sonnenstrahlen prallten durch die Kanzel aus Glas.
Tolini hatte uns auch erklärt, wo die Särge und die. Fledermäuse

entdeckt worden waren. Vor der Stadt, noch über dem Meer. Ein Katzensprung mit dem Hubschrauber, und vielleicht sahen wir noch etwas.

Unter uns wischte Venedig dahin. Ein Wirrwarr aus Kanälen, Brücken, Häusern und Plätzen. Dazwischen die Menschen. Sie wirkten wie Ameisen. Aber ihre Kleidung und die bunten Markisen der Geschäfte waren belebende Farbtupfer in den von oben manchmal grau wirkenden Straßenschluchten.

Dann öffnete sich unter uns der Marcusplatz. Zahlreich die Tauben, diesmal allerdings lebende, die unter dem Hubschrauber wegstrichen. Rasch war der Marcusplatz vergessen, wir flogen jetzt in Richtung Meer, sahen schon bald die Dächer der Hotels und den langen Lido, den Strand, auf dessen Sand sich jetzt bereits die ersten Menschen sonnten.

Da kam das Verlangen nach Urlaub auf, aber ich dachte an die großen Vampire.

Wir hatten einen Vorteil. Diese Bestien konnten tagsüber nicht bestehen, da mußten sie sich verkriechen. In irgendwelchen dunklen Höhlen oder Schlupflöchern. Erst wenn die Dunkelheit angebrochen war, kamen sie wieder heraus. Mit den Vampiren brauchten wir also nicht zu rechnen. Wohl mit ihrem Anführer, Vampiro-del-mar. Ihm machte das Tageslicht wohl nichts aus. Ob es ihn schwächte, wußte ich nicht.

Besonders hielten wir nach den weißen Särgen Ausschau. Bis jetzt hatte niemand von uns eine derartige Totenkiste entdeckt.

»Ob die schon in die Stadt geschwemmt wurden?« rief Suko gegen den Lärm des Motors an.

Ich hob die Schultern. Hoffentlich war das nicht eingetreten, denn wenn die Strigen freikamen und über die Menschen herfielen, gab es mindestens Verletzte, falls nicht sogar Tote. Verzweifelt grübelte ich über das Motiv nach. Was trieb die beiden Feinde, Strigen und Vampire hier zusammen? Noch wußten wir nichts, gar nichts…

Der Pilot drehte nach Norden ab. Unter uns lag jetzt die Wasserfläche der Adria. Herrlich anzusehen. Erste Segelboote fuhren. Die Inseln erschienen, und die Boote kreuzten zwischen ihnen. Nichts deutete auf die weißen Särge hin.

Unser Ziel war eine Insel, auf der ein Luxushotel stand. Wer hier wohnte, gehörte zu den Oberen Fünfhundert. Der Pilot steuerte die Insel im Direktflug an.

Wir sahen schon das Hotel. Kein moderner Bau, sondern von außen mehr ein alter Kasten. Dahinter lagen die Grünflächen eines Golfplatzes, und es schimmerte auch der dunkelrote Kunststoff von Tennisplätzen. Ein Landeplatz für Hubschrauber gab es ebenfalls.

Er war mit einem großen Kreuz markiert worden.

Unser Pilot setzt die Maschine sacht auf. Über unseren Köpfen drehten sich die Rotorblätter, als wir geduckt die Maschine verließen und dorthin liefen, wo mehrere Leute standen, unter anderem einer im schwarzen Anzug. Der Knabe machte mir einen mehr als hochnäsigen Eindruck und betrachtete uns nur mit Widerwillen.

»Es war nicht meine Idee, daß die Polizei verständigt wurde«, erklärte er sofort nach der Begrüßung.

»Das hatte ich mir gedacht!« konterte Tolini. »Wer hat uns denn nun verständigt?«

»Ich.« Der Sprecher hatte sich bisher im Hintergrund gehalten.

Nun trat er vor. Ein großer hochgewachsener Mann mit schwarzen Haaren. Die gesunde Gesichtsfarbe war einer ungesunden Blässe gewichen. Wir sahen dem Mann an, daß ihn Sorgen quälten.

»Sie haben die Särge gesehen?« fragte ich ihn.

Er nickte.

»Särge, wenn ich den Quatsch schon höre…« Das war der Geschäftsführer und hochnäsige Typ, der gesprochen hatte.

Tolini drehte sich. Scharf fuhr er den Mann an. »Ein Wort noch, dann nehmen wir Sie mit. Als Zeuge, mein Lieber. Und ich kann Ihnen versprechen, wir werden Sie lange befragen.«

Da endlich schwieg der Knabe. Er zog sich beleidigt einige Schritte zurück. Da noch mehr Männer in der Nähe standen, erkundigte ich mich bei ihnen, ob sie auch etwas gesehen hatten.

Sie hatten tatsächlich.

Särge, weiße Särge!

Wir erfuhren von dem Hauptzeugen, er hieß Pablito mit Namen, daß die Särge auf den Wellen geschwebt und getanzt hätten und über ihnen, in der Luft, da wären die Drachen geschwebt.

»Ja, Commissario, es waren Drachen!« hauchte Pablito. »Riesige Vögel, das können Sie mir glauben.«

»Und?«

Das eine Wort hatte ich gesprochen, deshalb schaute mich Pablito auch an. »Wie soll ich das verstehen?«

»Haben Sie die Drachen landen sehen?«

»Nein.«

»Aber können es nicht auch Fledermäuse gewesen sein? Sie kennen doch Fledermäuse.«

Er nickte heftig. »Ja, die kenne ich aus Argentinien, wo es die größten gibt.«

»Okay, aber ich behaupte, daß sie keine Drachen, sondern Fledermäuse gesehen haben.«

Pablito bekreuzigte sich. »Das kann doch nicht wahr sein«, hauchte er, »so große…«

»Ja, so große, zudem noch rot in der Farbe. Rote Fledermäuse, rote

Vampire.«

Pablito schlug die Hände vor dem Gesicht zusammen. »Das kann ich kaum glauben. Ich… ich habe sie nicht so genau gesehen. Sie kamen zwar zu mir heran, aber nicht so weit, als daß ich sie hätte genau erkennen können.«

»Lassen wir das. Und die Särge?«

»Die habe ich gesehen.«

»Klar, das sagten Sie bereits. Aber wo befinden sich die weißen Totenkisten. Sie sind doch auf die Insel hier zugeschwemmt worden oder nicht?«

»Das schon.«

»Aber?«

»Kein Sarg hat die Insel berührt. Die Wellen trieben sie weiter. Ich jedenfalls habe keinen gesehen, der an Land gespült wurde.«

»Haben Sie die Insel untersucht?«

»Nein.«

»Woher wollen Sie es dann so genau wissen?«

»Weil… weil ich …« Er kam ins Stottern. »Ich sah einige, wie sie vorbeitrieben.«

Tolini nickte mir zu. Ich wollte auch kein Kreuzverhör starten, sondern überließ dem Commissario die nächsten Fragen. Auch er wollte genau wissen, was der Mann gesehen hatte, und er bekam die gleiche Antwort wie ich.

Ich hatte mich etwas abseits hingestellt, rauchte eine Zigarette und dachte daran, daß wir die Insel eventuell einmal absuchen mußten, um sicherzugehen. Darüber wollte ich erst noch mit Tolini reden. Suko hatte sich sowieso von uns entfernt. Er mußte sich irgendwo am Strand aufgehalten haben, denn als er zurückkam, sah ich den feinen Sand an den unteren Hosenbeinen und den Schuhen.

»Nichts«, meldete der Inspektor. »Ich habe keinen Sarg entdeckt. Auch keine Teile.«

»Damit war schon fast zu rechnen.«

Suko schaute auf seine Schuhspitzen.

»Dann glaubst du also nicht, daß die Särge hier auf der Insel zu finden sind?«

»Nein, mein Lieber. Die Strömung wird sie vorbeigetrieben haben. So sehe ich es.«

»Zu welchem Ziel?«

»Wohin kann die Strömung die Totenkisten wohl treiben? Vielleicht an den Lido oder aber in die Stadt hinein, in die Kanäle drücken, wie wir es ja erlebt haben. Da werden die Satans-Eulen am Ziel sein und sich auf die Menschen stürzen.«

»Die Eulen haben es ja irgendwie gut«, meinte Suko. »Liegen bequem in den Särgen, nur was machen die roten Vampire?«

Da hatte er eine berechtigte Frage gestellt, auf die ich auch keine Antwort wußte.

Commissario Tolini wurde vom Hubschrauber aus gerufen. Zudem winkte der Pilot mit beiden Armen. Auch wir sahen die Bewegungen, und ich hatte dabei ein seltsames Gefühl. Dieser Anruf konnte unter Umständen etwas mit unserem Fall zu tun haben.

Suko war der gleichen Meinung wie ich. Gemeinsam liefen wir neben Tolini auf den Hubschrauber zu.

»Ich habe zwar hinterlassen, wo wir uns befinden«, erklärte der Kommissar, »wollte allerdings nur in Notfällen gerufen werden.«

»Vielleicht liegt so ein Notfall vor«, sagte ich.

Tolini wedelte mit beiden Händen. »Malen Sie den Teufel nicht an die Wand.«

»Der wird bereits in Aktion sein«, erwiderte Suko sarkastisch.

Der Kommissar kletterte als erster in den Hubschrauber. Er setzte sich sofort einen Kopfhörer auf, den der Pilot ihm gereicht hatte.

Wir warteten an der Luke.

Tolini sprach. Allerdings so schnell, daß wir kaum etwas verstanden. Als das Gespräch beendet war, deutete er mit dem Daumen nach oben, und der Pilot verstand die Geste.

Starten!

Wir kletterten in den Copter. »Was ist los?« erkundigte ich mich sofort.

Tolini schluckte. Sein Schnauzer zitterte dabei. »Die Särge sind gesichtet worden.«

»Wo?«

Da verdrehte Tolini die Augen. »Kann ich Ihnen sagen, aber halten Sie sich fest. Auf dem Canale Grande!«

Diesmal verzog ich das Gesicht. Verdammt, das war ein Hammer. Unwahrscheinlich. Der Canale Grande ist der Broadway Venedigs. Die Prachtstraße, wenn auch nicht asphaltiert, sondern nur ein Kanal. Dort befinden sich die Anlegestellen der Gondeln, fast jede Bootsfahrt beginnt an diesem berühmten Kanal.

Und jetzt die Särge!

Mir lief es kalt den Rücken hinab. So rasch es ging, enterten wir den Hubschrauber und befanden uns Sekunden später bereits in der Luft…

***

Es hatte eine Panik gegeben!

Drei Särge trieben zwischen den fahrenden Gondeln auf dem Canale Grande, erschreckten nicht nur die Touristen, sondern auch die Gondolieri.

Minutenlang herrschte auf dem Wasser ein regelrechtes Chaos.

Niemand wußte so recht, was er tun sollte. Es kam zu Kollisionen.

Zahlreiche Gondeln wurden von den Totenkisten gerammt.
Dann griff die Polizei ein.
Zwei Boote der Flußpolizei rauschten heran. Sie kreisten die Särge ein. Männer nahmen mit langen Stangen die Totenkisten in Schlepp, um sie ans Ufer zu befördern.
Dort hatte sich jede Menge Leute versammelt. Die Neugierigen sind immer sofort zur Stelle, wenn es etwas Besonderes zu sehen gibt. Da wurden Bilder geschossen, surrten Kameras, und die Polizisten kamen sich vor wie die Helden eines Spielfilms.
Sie hievten die Särge an Bord. Das größte Boot nahm zwei auf, das andere den restlichen.
Natürlich waren die Beamten gespannt, was sie in den Totenkisten finden würden, sie suchten auch nach Verschlüssen, damit sie die Särge öffnen konnten, und vom Kai her schaute man ihnen zu.
Allerdings fiel einem Polizisten ein, daß es ein Rundschreiben gegeben hatte. Dieses Schreiben befaßte sich indirekt mit den Särgen, und es hatte auch darin gestanden, daß bei irgendeinem rätselhaften Fund sofort Commissario Tolini Bescheid gegeben werden sollte.
Der Mann, der sich an das Rundschreiben erinnert hatte, meldete dies seinem Vorgesetzten.
Der überlegte einen Augenblick. Er hieß Mario Gentile, war noch jung und zudem ehrgeizig, denn er wollte auf der Erfolgsleiter gern schnell nach oben steigen.
»Ja«, sagte er unwirsch, »ich habe das Rundschreiben auch gelesen. Lassen Sie den Commissario benachrichtigen.«
Der Polizist salutierte und verschwand in dem kleinen Unterstand, wo sich auch die technische Anlage des Bootes befand. Er bekam schnell Kontakt.
Inzwischen dachte Gentile nach. Er war, wie gesagt, sehr ehrgeizig, er kannte auch Tolini, und wenn er ehrlich war, dann mochte er ihn überhaupt nicht. Tolini war in seinen Augen ein Technokrat, kein Action-Mann. *Bene*, informiert hatten sie ihn. Der Pflicht war genüge getan worden, aber die andere Sache wollte er doch gern selbst in die Hand nehmen. Weshalb sollten die Totenkisten nicht geöffnet werden? Da wollte Tolini sicherlich sein eigenes Süppchen kochen, aber Gentile war ein Mensch, der ihm die Suppe versalzen wollte.
Er würde den Sarg öffnen!
Zumindest einen.
Gentile schaute sich auf dem Boot um. Sein Blick fiel auch auf den Kai. Dort standen noch immer die Touristen und knipsten, was ihre Kameras hergaben.
Gentile wurde sehr oft auf Fotos oder einen Film gebannt. Er grinste, sonnte sich in dem Gefühl, ein kleiner Filmstar zu sein und schaute wieder auf die beiden Totenkisten.

Irgendwie mochte er die weiße Farbe nicht. Sie stieß ihn ab. Särge waren für ihn meist dunkel, aber weiß…

Trotzdem, er wollte sie öffnen lassen. Zwei seiner Leute mußten Meißel oder ähnliches Werkzeug besorgen. Die beiden waren schnell wieder zurück.

Mario Gentile wollte es sich nicht nehmen lassen, den ersten Sarg persönlich zu öffnen. Er rechnete damit, eine Leiche zu finden.

Vielleicht sogar die eines langgesuchten Verbrechers. Möglich war schließlich alles. An die Wahrheit dachte er nicht im Entferntesten…

Um das Werkzeug in den Spalt zwischen Ober- und Unterteil einklemmen zu können, mußte er in die Knie gehen. Die beiden anderen Beamten umstanden ihn, was ihm auch nicht paßte und er ordnete an, daß sich die zwei um den anderen Sarg kümmern sollten.

Vom Nebenboot wurde gefragt, ob der dritte Sarg auch geöffnet werden sollte.

Gentile überlegte einen Moment. »Ja!« rief er dann zurück.

Sein Herz klopfte schneller. Zwar stand er hier wie auf dem Präsentierteller, das machte ihm jedoch nichts. Er wollte sehen, was sich in der Totenkiste befand.

Seine Hand zitterte ein wenig. Darüber ärgerte er sich zusätzlich.

Viermal mußte er ansetzen, um die schmale Kante des Werkzeugs zwischen die beiden Teile zu drücken.

Geschafft!

Gentile schwitzte, als er den meißelähnlichen Gegenstand als Hebel benutzte. Er spürte, wie sich das Holz bewegte, wie eine Lücke zwischen Unter- und Oberteil entstand, und das gleiche geschah mit dem zweiten Sarg, um den sich seine Leute kümmerten.

»Soll ich ihnen helfen?« fragte der Steuermann des Bootes.

Gentile hatte einen roten Kopf bekommen. »Nein, zum Teufel, ich schaffe das allein!«

»Dem Commissario habe ich Bescheid gegeben. Er kommt mit dem Hubschrauber.«

»Wie schön für ihn!« keuchte Gentile und lachte leise auf, als er es geschafft hatte. Jetzt konnte er das Oberteil abheben. Er legte den Meißel zur Seite, bückte sich, packte mit beiden Händen an und hob den Deckel in die Höhe.

Er war doch schwerer, als er gedacht hatte. Gentile kippte sich den Deckel entgegen, so daß ihm die Sicht in den Sarg versperrt blieb. Hätte er etwas sehen können, so hätte er den Deckel sicherlich wieder fallen gelassen, so aber nahm das Unheil seinen Lauf.

Zuerst hörte er den Schrei eines Kollegen. Gentile ließ den Deckel hastig los. Er sah seinen Kollegen neben dem Sarg stehen und schaute selbst in die Totenkiste.

Mario Gentile wurde ebenso bleich wie die übrigen Polizisten.

Was er da sah, war ungeheuerlich.
Im Sarg lag eine Eule!
Aber keine normale. Sie besaß einen gefiederten Körper, doch ihr Kopf bestand aus einem Skelettschädel, in dem nur der Schnabel wie eine spitze Hacke vorstach.
Damit hatte wohl keiner der Beamten gerechnet. Aber einer von ihnen entdeckte es zuerst. Er schrie die Worte, und sie hallten über den berühmten Canale.
»Die Eule lebt!«
Erst jetzt sah Mario Gentile das Zucken ihrer Flügel. Im gleichen Augenblick schien sie ein Kraftstrom zu durchfahren, denn sie schnellte förmlich in die Höhe.
Wie ein Blitz kam sie aus dem Sarg, breitete die Flügel aus und flatterte plötzlich über ihrer Totenkiste. Aber nur für einen Moment blieb sie in der Luft stehen, dann hatte sie ihr Ziel gefunden.
Mario Gentile!
Dessen Gesicht verzerrte sich, als er das Monstrum so dicht vor seinen Augen sah. Er wollte den Kopf noch zur Seite nehmen, doch die Eule war einfach zu schnell. Sie hackte ihre Krallen in sein Revers, blieb so hocken, bewegte ihren beinernen Totenschädel nach vorn und hieb mit dem messerscharfen Schnabel zu.
Messerscharf war wirklich der richtige Ausdruck. Dieser krumme Schnabel hatte mitten ins Ziel getroffen. Das war der Hals des jungen Polizeioffiziers.
Er selbst sah das Blut. Sein Blut, das aus der Wunde spritzte, die Eule übergoß und sogar in die Augenhöhlen drang. Erst dann spürte er den Schmerz.
So etwas hatte er noch nie im Leben erlebt. Gentile glaubte, sein Hals würde zerrissen. Plötzlich bekam er keine Luft mehr, er wollte seine Arme noch nach vorn bringen, um die Eule zu packen, selbst das gelang ihm nicht.
Gentile war zu schwer verletzt.
Und er merkte mit einer nahezu brutalen Deutlichkeit, wie das Leben aus seinem Körper wich. Auf den Beinen konnte er sich nicht mehr halten, die Knie gaben nach, das Boot und der Sarg drehten sich vor seinen Augen, dann fiel er langsam nach vorn.
Riesengroß wurde der Sarg für ihn. Aber seine Umrisse verschwammen bereits, als er genau in das offene Unterteil der Totenkiste hineinschlug.
Warum hilft mir denn keiner? Es war nur ein gedanklicher Schrei, den er in den letzten Sekunden seines Lebens ausstieß, dann hatte ihn der Sarg regelrecht verschluckt.
Die Eule aber flatterte hoch. Blutig war ihr Schädel, der Schnabel geöffnet, sie hatte Blut getrunken und war gestärkt worden.

Auch wenn die anderen gewollt hätten, sie hätten Mario Gentile nicht helfen können, denn sie hatten den gleichen Fehler begangen wie ihr Chef und die Särge geöffnet.

Auf so etwas warteten die Eulen nur.

Auch aus den anderen beiden Särgen waren sie gestiegen und griffen die Polizisten an.

Es ging alles sehr schnell, und die Menschen am Ufer wurden Zeugen von schrecklichen Szenen. Einige wollten sich Mut machen.

Sie sprachen von einem Film, der vielleicht gedreht wurde und man die Szenen mit einer versteckten Kamera aufnahm, damit sie vielleicht lebensechter wirkten.

Doch es war kein Film.

Die Männer kämpften um ihr Leben.

Drei Eulen waren es, die angriffen. Eine von ihnen blutverschmiert, und die beiden Strigen umflogen die Boote wie gefährliche Todesboten.

Es dauerte Sekunden, bis sich die Polizisten einigermaßen gefangen hatten. »Schießen, verdammt! Wir müssen schießen!« Der Mann, der die Worte gesprochen hatte, wollte zur Waffe greifen, aber das ließ die sich in seiner Nähe befindliche Strige nicht zu.

Pfeilschnell griff sie an.

Der Polizist kam nicht mehr dazu, seine Waffe zu ziehen, denn die Strige rammte ihn. Der Mann hatte Pech, da er zu dicht an der Bordwand stand. Er konnte den Rückstoß nicht mehr ausgleichen, riß zwar noch die Arme hoch, aber Luft hatte bekanntlich keine Balken.

Der Polizist fiel in das Wasser des Canale Grande!

Die Eule huschte über den fallenden Körper hinweg, drehte sich, flog einen Kreis, und genau in diesem Moment tauchte der Polizist wieder auf. Er hatte einen Fehler gemacht, denn er hätte unter Wasser weiterschwimmen sollen, so aber fanden die Strigen ihr zweites Opfer.

Kaum hatte der Polizist seinen Kopf aus den Fluten gestreckt, als die Strige sich auf seine Haare setzte, sich dort festklammerte, den Kopf beugte und zuhackte.

An der Stirn wurde der Mann getroffen!

Zwischen seinen Augen wurde ihm von dem scharfen Schnabelhieb die Haut aufgerissen. Wie zuvor Mario Gentile, so spürte auch er den heißen Schmerz, wollte untertauchen, doch der zweite Schnabelhieb kam einfach zu schnell.

Diesmal traf es ihn weiter unten und auch schräg nach links versetzt. Der Mann konnte plötzlich auf einem Auge nichts mehr sehen. Er schrie gellend, bis er nach unten sackte, Wasser in seinen offenen Mund geriet und aus dem Schrei ein Röcheln wurde.

Die Strige flatterte hoch.

Da krachte der erste Schuß. Der Mann, der gefeuert hatte, konnte

zielen, und er jagte die Bleikugel in den Körper der Strige. Die Wucht trieb das Untier auch zurück, es verlor einige Federn, doch es stürzte nicht tot ins Wasser.

Der Polizist bekam runde Augen. Er hatte fest mit dem Ende der Eule gerechnet und mußte jetzt mit ansehen, daß dies doch nicht der Fall war. Die Mutation lebte weiter!

Noch einmal feuerte er.

Aber er hatte zu hastig geschossen, die Kugel fehlte. Dafür bekam er die Quittung. Zwar hörte er noch das Flattern der Flügel hinter sich, reagieren konnte er nicht mehr. Die Strige war schon zu nahe, wuchtete sich gegen ihn, krallte sich an seiner Jacke fest und hackte sofort mit ihrem gebogenen Schnabel zu.

Der hellrote Lebenssaft sprudelte aus dem Nacken des Mannes.

Einfach irre war der Schmerz, und der Beamte konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten.

Er fiel nach vorn.

Bevor er jedoch auf die Bootsplanken prallte, hörte er noch ein Geräusch. Es war das Flappen von Rotorenblättern…

***

Wir waren geflogen, was die Maschine hergab. Commissario Tolini hatte dem Piloten klargemacht, um was es ging, und der Mann bewies sein Können.

Unter uns huschte die Stadt hinweg. Auf dem Hinflug hatte ich noch markante und allgemein bekannte Plätze sowie Bauwerke ausmachen können, das war jetzt nicht mehr der Fall. Zudem hatte der Pilot die Maschine leicht schräg gelegt, so daß wir uns an den Sitzen festklammerten, obwohl wir angeschnallt waren.

Tolini stand in ständiger Funkverbindung mit seinem Büro. Es trafen auch Meldungen ein. Er redete, und wir sahen nur, wie sich seine Lippen bewegten, verstehen konnten wir wegen des Lärms nichts.

Wann endlich waren wir da?

Plötzlich deutete Tolini nach unten und rief: »Der Canale Grande!«

Im gleichen Augenblick ging der Hubschrauber tiefer. Ich hatte das Gefühl, mein Magen würde bis ins Gehirn geschleudert, zudem verringerte der Pilot die Geschwindigkeit noch, so daß wir auch Einzelheiten ausmachen konnten.

In einem Fall hatten wir Glück. Die Sonne stand günstig für uns, wir wurden nicht geblendet, konnten nach vorn schauen, sahen die schnurgerade Wasserstraße, entdeckten die zahlreichen Gondeln und erkannten auch die beiden Polizeikreuzer.

Dann stockte uns der Herzschlag.

Suko und ich sahen die Eulen zur gleichen Zeit. Sie flogen tatsächlich über dem Wasser, aber nicht nur das, sie griffen die Polizisten auf den

Booten an.

Innerhalb von Sekunden wurde die Szene deutlicher, weil der Pilot trotz allem noch sehr schnell flog. Ich schlug ihm auf die Schulter. »Gehen Sie noch tiefer und werden Sie um Himmels willen langsamer.« Gleichzeitig löste ich meinen Gurt.

Suko tat es mir nach.

Commissario Tolini drehte sich um. »Was haben Sie vor?« brüllte er gegen den Motorlärm an.

»Keine Zeit mehr, um zu landen!« schrie ich zurück. »Wir müssen Sie aus der Luft bekämpfen.«

»O Himmel!« Der Kommissar rang die Hände.

Fast hatten wir unser Zeil erreicht. Innerhalb weniger Augenblickte mußte ich mir einen Überblick verschaffen.

Es sah schlimm aus.

Diese Idioten hatten trotz gegenteiliger Anordnungen die Särge geöffnet, die Strigen waren freigekommen. Drei zählte ich, und sie hatten schon mit ihrem grauenvollen Angriff begonnen.

Im Unterteil eines Sargs lag ein Polizist. Er rührte sich nicht mehr. Selbst aus dieser Höhe konnte ich das Blut sehen. Ein anderer schwamm wie tot im Wasser. Vielleicht hielt ihn der Auftrieb noch an der Oberfläche, und ein dritter Polizist lag auf den Bootsplanken und kämpfte gegen ein Tier.

Zwei andere Beamte schossen auf die Eulen, senkten aber ihre Waffen, als sie den Hubschrauber sahen.

Die Gaffer nahm ich nur aus den Augenwinkeln wahr.

An dem Piloten drückte ich mich vorbei und öffnete den Ausstieg. Die schwere Tür fuhr zur Seite, ich konnte aus dem Hubschrauber und nach unten schauen.

Hinter mir hörte ich Sukos Stimme. Er scheuchte Tolini zur Seite, damit er den Ausstieg an der gegenüberliegenden Seite ebenfalls öffnen konnte. Als er es geschafft hatte, wühlte der Durchzug meine Haare hoch.

Ich wandte mich an den Piloten. »Keine Fahrt mehr!«

Er nickte nur.

Ich aber hängte mich halb aus dem Copter. Mit der linken Hand hielt ich mich an einem Griff fest, die andere hatte ich ausgestreckt, wobei die mit Silberkugel geladene Beretta eine Verlängerung bildete.

Drei Eulen hatten wir gegen uns. Zwei von ihnen flogen auf meiner Seite, die andere auf Sukos.

Ich hörte einen Schuß. Suko hatte abgedrückt. Ob er getroffen hatte, konnte ich nicht sehen, zudem mußte ich mich um die beiden Strigen kümmern, die ihre neuen Gegner natürlich schon gesehen hatten.

Die erste flog heran.

Dabei nahm sie den direkten Weg, zielte auf mich, ich sah ihren

beinernen Schädel, behielt die Nerven und ließ sie noch näherkommen, weil ich mir keinen Fehlschuß erlauben wollte.

Ich hätte früher schießen sollen, denn als ich den Stecher durchzog, da mußte sie es irgendwie gefühlt haben, ließ sich den berühmten Sekundenbruchteil vorher fallen, sackte wie ein Stein nach unten weg, fing sich sofort wieder und stieß in einer Schräge von unten nach oben auf die offene Hubschraubertür zu.

Dort stand ich.

Nicht zum erstenmal wurde ich von einer Strige angegriffen, doch auf dem Schiff war alles anders gewesen. Da hatte ich Platz gehabt zum Ausweichen, hier hing ich praktisch zwischen Himmel und Wasser, mehr schlecht als recht, und mußte mich gegen dieses Monstrum verteidigen.

Die Waffe bekam ich nicht herum. Die Eule war zu schnell. Ich bekam nur noch meinen Arm hoch und konnte mit der Hand zuschlagen. Auf keinen Fall durfte mich ein Schnabelhieb treffen, danach würde auch ich anfangen, mich in eine Eule zu verwandeln.

Diesen grausigen Vorgang hatte ich leider auch bei der Familie Strindberg miterlebt.

Mit einem wilden Stoß konnte ich die Strige aus ihrer Flugrichtung befördern. Sie klatschte gegen die gebogene Frontscheibe des Hubschraubers, rutschte daran entlang und konnte sich wieder fangen.

Ich hatte mich krampfhaft festgehalten, die Waffe in die richtige Schußposition gebracht, zielte kurz und feuerte schräg nach unten.

Die Kugel traf.

Dicht unter dem Totenkopfschädel drang das geweihte Geschoß in den Leib der Mutation. Ein heftiges Flattern mit den Flügeln, dazu gräßliche Schreie, dann kippte sie weg.

Eine weniger!

Mir tat mittlerweile der linke Arm weh. Auch die Knie zitterten, denn ich hing in einer Schräglage. Und doch änderte ich meine Haltung nicht, denn so besaß ich den besten Überblick.

Unter mir befanden sich die beiden Polizeiboote. Mein Treffer hatte die restlichen Eulen von den Booten weggelockt, doch raffiniert wie sie waren, hatten sie Deckung gefunden, und zwar zwischen den Polizeibooten und den Gondeln.

Besetzten Gondeln, muß ich hinzufügen, und ich hatte Angst um die Menschen.

Die meisten Gondolieri hatten ihre Boote gestoppt. Nur einige fuhren noch weiter, und der erste von ihnen wurde angegriffen.

Wie ein abgeschossener Pfeil, so schnell wischte die Strige über das Wasser, auf dessen Oberfläche die Sonnenstrahlen blitzende Reflexe warfen.

Mir stockte der Herzschlag.

Allerdings nur eine Sekunde, dann war ich wieder voll da. Ich drehte den Kopf und brüllte dem Piloten zu: »Fliegen Sie, verdammt! Los, starten Sie, schnell!«

Der Mann reagierte. Plötzlich wirbelten die Rotorblätter über meinem Kopf, sie stellten sich waagerecht, es gab einen Ruck, den ich nur mühsam ausgleichen konnte, und der Hubschrauber nahm Fahrt auf.

Es war riskant, so wie ich am offenen Ausstieg stand. Action-Stars ließen sich in vielen Filmen bei solchen Szenen doubeln. Ich hatte keinen, der für mich einsprang und wollte es auch nicht, denn die Strige mußte ich packen.

Die Maschine wurde schnell. Ich spürte den Fahrtwind, meine Augen wollten tränen, weil er hineinbiß. Hart preßte ich die Lippen zusammen, das Boot kam näher, ich sah die Eule und die drei Menschen in der Gondel. Wie konnte es auch anders sein, Am Heck saß ein Liebespärchen. Er hatte seinen Arm um sie gelegt, preßte sie an sich, der Gondoliere aber bewies Mut und verteidigte sich.

Die Ruderstange hatte er aus dem Wasser gerissen und hielt sie quer.

Beim erstenmal verfehlte er die Strige, kantete die Stange dann hoch und drosch erneut zu.

Diesmal ein Treffer.

Der Mann erwischte den beinernen Schädel, brachte die Satans-Eule somit aus der Flugrichtung und bekam eine kurze Galgenfrist.

Plötzlich waren wir da.

Wie eine stählerne Riesenlibelle schwebte der Hubschrauber über der Gondel. Das Pärchen hatte sich vor lauter Angst auf den Boden gelegt. Aus schockgeweiteten Augen schauten die beiden zu uns hoch, und sie sahen auch die Strige, die einen Kreis flog, um einen erneuten Angriff zu starten.

Ich feuerte.

Fehlschuß!

Im nächsten Augenblick war das Tier verschwunden. Es mußte sich meiner Ansicht nach auf der anderen Seite des Hubschraubers befinden, doch da lauerte Suko.

Wieder hörte ich das Krachen seiner Waffe und wenig später seinen Triumphschrei.

»Treffer!«

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Zwei Strigen hatten wir schaffen können, blieb noch eine.

Ich tauchte wieder in die Maschine hinein, drückte mich an dem Pilotensitz vorbei, sah Tolini schreckensbleich im Hintergrund der Maschine und schrie Suko an.

»Wo ist die letzte?«

»Keine Ahnung, John!«

Teufel auch, sollte sie uns entkommen sein? Hastig sog ich die Luft ein. Die Nerven vibrierten, denn wir durften auf keinen Fall eine Strige entkommen lassen.

»Fliegen Sie höher!« wies ich den Piloten an, der den Copter sofort in die Höhe zog.

Jetzt besaßen wir einen weitaus günstigeren Überblick. Was sich alles an Booten in den letzten Minuten auf dem Canale Grande gestaut hatte, interessierte mich nicht, ich suchte die Eule.

Suko entdeckte sie vor mir. »Da, John, sie fliegt über den Häusern. Die flieht.« Mein Freund wies schräg nach oben, er zeigte mir die Richtung an, ich folgte mit meinen Blicken.

Das sah wirklich nach Flucht aus.

Wie damals auf dem Schiff, da waren die Eulen auch plötzlich geflohen, und ich grübelte noch immer über den Grund nach. Bei der Kreuzfahrt waren es mehrere gewesen, hier nur eine. Hatte diese eine vielleicht Angst um ihr dämonisches Leben?

Wir mußten mit allem rechnen und auch damit, daß die Eule vielleicht zu einem Versteck fliehen wollte. Sollte dies zutreffen, mußten wir ihr auf den Fersen bleiben.

»Hinterher!« rief ich dem Piloten zu.

Er drehte kurz den Kopf. »Sie meinen die Eule?«

»Genau.«

Suko hatte noch einen Einwand. Er schlug mir auf die Schulter und sagte: »John, wir können nicht beide losfliegen!«

»Wieso nicht?« Ich begriff nicht sofort.

Sukos Gesicht zeigte Anspannung. »Denk an die Menschen, die von den Satans-Eulen angegriffen worden sind. Die verwandeln sich doch auch in diese Mutationen.«

Meine Augen wurden groß. Shit, daran hatte ich nicht mehr gedacht. Es war eben zuviel auf einmal gekommen. Sofort faßte ich einen Entschluß. »Okay, dann mußt du dich eben um die Eulen hier kümmern, wir verfolgen die andere.«

»Wird gemacht.« Suko drehte sich um und ging zum Ausstieg.

»Wo wollen Sie denn hin?« rief Tolini.

»Das sehen Sie doch«, erwiderte der Chinese, stieß sich ab und verschwand.

Wir aber flogen weiter…

***

Der Inspektor war kein Selbstmörder, auch wenn seine Aktion im ersten Augenblick selbstmörderisch gewirkt hatte. Er wußte aber seine Chancen genau einzuschätzen, hatte blitzschnell die Höhe zur Wasserfläche abgecheckt und war zu der Überzeugung gekommen, daß er es schaffen konnte.

Im Kopfsprung fiel er nach unten!

Rasendschnell kam die graue Fläche auf ihn zu. Er fürchtete einen Moment lang, auf eine Gondel zu treffen, das jedoch bewahrheitete sich nicht.

Dicht neben dem Boot tauchte er in das Wasser, das wie eine kalte Wand über ihm zusammenschlug.

Von Suko war nichts mehr zu sehen. Eine große Tiefe besaß der Kanal nicht. Als der Chinese sich allmählich drehte, da wühlte er mit seinen Händen noch den Schlamm am Boden auf, der hochgetrieben wurde und ihn in dicken Wolken umgab.

Mit weit ausholenden Schwimmbewegungen drückte er sich wieder der Oberfläche entgegen, tauchte auf und sah die beiden Polizeiboote nicht weit entfernt.

Drei verletzte Polizisten oder auch Tote, das war für Suko noch nicht genau feststellbar. Aber drei andere Beamten lebten noch. Der Chinese begann zu schwimmen. Er kraulte weiter und sah plötzlich dicht vor sich eine Leiche auf der Oberfläche. Die Eule hatte den Tod verschuldet und dem Mann mit ihren Schnabelhieben am Kopf so starke Verletzungen beigebracht, daß er nicht mehr am Leben war. Seine Augen zeigten sich verdreht, wobei, eins sogar zur Hälfte zerstört war.

Suko bekam den Toten zu fassen und schob ihn quasi vor sich her, dem Boot entgegen. Dort standen zwei Beamte bereit, um ihm an Bord zu helfen.

Zuerst schafften sie die Leiche hoch. Als die Polizisten ihren toten Kollegen sahen, traten Tränen in ihre Augen. Voller Wut ballten sie die Hände, der Zorn fraß sich in ihre Herzen, und die Hilflosigkeit war am schlimmsten.

Suko kletterte ebenfalls an Bord, schüttelte sich und nahm von den lebenden Männern keine Notiz. Er hatte nur Augen für den geöffneten Sarg, in dem bäuchlings eine am Kopf blutende Gestalt in Uniform lag.

Der Inspektor schluckte zweimal hart, drehte sich um und schaute die Polizisten fragend an.

Einer von ihnen nickte. »Ja, Signor, Mario Gentile ist tot. Die Eule war zu stark. Sie hätten früher kommen müssen.«

»Nein, das ist nicht das Problem. Ihr hättet den Sarg geschlossen lassen sollen. Es bestand die Anweisung, einen der weißen Särge auf keinen Fall zu öffnen, aber Sie haben sich leider darüber hinweggesetzt. Wir hatten schon unsere Gründe.«

Die beiden Beamten schwiegen. Sie konnten nichts sagen, denn sie wußten selbst, daß Fehler gemacht worden waren. Damit sie wußten, mit wem sie es zu tun hatten, präsentierte Suko ihnen seine Ausweis und fügte noch »Scotland Yard« hinzu.

Den Begriff kannte jeder.

Danach kam der Chinese wieder zur Sache. »Zwei Tote hat es gegeben«, resümierte er, »aber es gibt noch einen dritten Mann, der angegriffen wurde.« Dabei schaute Suko zu dem zweiten Boot hin, das führerlos über das Wasser trieb und auf dessen Planken der Polizist hockte.

»Was ist mit Ihnen?« rief Suko herüber.

Der Beamte drehte den Kopf. Sein Nacken war blutig, das Gesicht schmerzverzerrt. »Ich brauche einen Arzt.«

Suko nickte. »Rufen Sie einen über Funk«, wies er die Polizisten auf seinem Boot an. Er selbst ließ die beiden Toten nicht aus den Augen, denn er dachte daran, das die Eulenbisse ungefähr die gleiche Wirkung besaßen wie die der Vampire. Wenn das tatsächlich zutraf, würden sich die angeblich Toten irgendwann wieder erheben und neuen Schrecken verbreiten. Allerdings nicht als Menschen, sondern als mutierte Eulen.

Da hörte Suko einen Schrei!

Er war auf dem zweiten Boot aufgeklungen, und der Verletzte hatte ihn ausgestoßen. Sofort fuhr der Inspektor herum, und er sah den Mann, der von der Strige in den Nacken gebissen war.

Der Polizist hatte sich aufgerichtet. Er war dabei, sich die Jacke vom Körper zu reißen, schleuderte sie zur Seite und fetzte dann den Hemdärmel entzwei.

Jetzt sahen alle seinen Arm!

Es war kein normaler Menschenarm mehr, sondern ein schon verkürzter Stumpf, aus dessen Hautporen in nahezu rasender Geschwindigkeit Federn wuchsen.

Suko stockte der Atem. Wie die Polizisten auf seinem Boot reagierten, merkte er nicht, wahrscheinlich lähmte sie das Entsetzen, aber er bekam mit, daß die Verwandlung auch am Kopf begann und sie mit Schmerzen verbunden war, denn der Gebissene begann zu zucken. Dann schrie er, schlug gegen sein Gesicht, das sich sehr rasch veränderte und von dem plötzlich die Haut abfiel.

Es gab nur eine Möglichkeit.

Suko mußte die Mutation töten, damit sie keine anderen Menschen anfallen konnte.

Er zog die Beretta, streckte seinen rechten Arm aus, zielte über Kimme und Korn – und schoß.

Ein peitschendes singendes Geräusch erklang. Die Kugel jaulte über das Wasser und hieb genau ins Zentrum, denn Suko konnte die Brust des Mutierten nicht verfehlen.

Der brüllte noch einmal auf, sackte zusammen und blieb halb über der Bordwand hängend liegen.

Aus…

Stille. Suko kam sich vor wie in einem Vakuum. Auch die Polizisten

redeten nicht. Bis einer sagte: »Mein Gott, das halte ich nicht mehr aus. Wäre ich doch geflohen wie Roberto.«

»Und wer ist das?« fragte Suko.

»Ein Kollege.«

Der Chinese hob die Schultern. »Vielleicht wäre es wirklich besser gewesen.«

»Mußten Sie ihn denn töten?« Ein bitterer Vorwurf schwang in der Frage mit.

»Ja, ich mußte es. Leider. Es gab wirklich keinen anderen Weg. Dieses Wesen hätte wer weiß was angestellt, deshalb konnte ich nur den einen Weg gehen.«

Da stellten sie keine Fragen mehr.

Suko wandte sich den Toten zu. Noch lagen sie leblos vor seinen Füßen, aber der Chinese ahnte, daß ein untotes Leben allmählich in ihnen aufkochte.

Und dagegen mußte er etwas unternehmen.

Er hörte Polizeisirenen. Andere Boote würden kommen, und auch an Land sah er schon die ersten Polizeiwagen.

Viel Zeit blieb ihm nicht mehr.

Der Chinese zog seine Dämonenpeitsche. Mit ihr wollte er eine Vorsorge treffen.

Einmal schlug er mit der Peitsche einen Kreis über den Boden.

Augenblicklich fielen die drei lederartigen und aus der Haut des Dämons Nyrana bestehenden Riemen aus der Öffnung. Die Polizisten bekamen große Augen, als sie diesen Vorgang sahen, trauten sich allerdings nicht, eine Frage zu stellen.

In Sukos Gesicht regte sich kein Muskel, als er jetzt dicht an den Sarg herantrat und mit der Peitsche ausholte. Dabei atmete er noch einmal tief ein und schlug blitzschnell zu.

Nicht nur Suko vernahm das Klatschen, mit dem die drei Riemen die Gestalt trafen, auch die Beamten. Sie zuckten zusammen, so was waren sie nicht gewohnt, und dann geschah etwas für sie Grauenhaftes.

Ein gellender Schrei ertönte aus dem offenen Sarg. Die »Leiche« hatte ihn ausgestoßen. Plötzlich bäumte sich der Körper noch einmal in die Höhe, ein gewaltiges Zucken durchlief ihn, dann sackte er wieder zurück und blieb im Sarg liegen.

Das war's! Suko drehte sich um. An den wie zu Statuen erstarrten Beamten schritt er vorbei zu dem nächsten Opfer. Auch hier schlug er einmal und sehr hart zu.

Aus diesem Mund löste sich kein Schrei. Aber wie bei einer stummen Drohung hob der andere seine Hand, bevor sie wieder zurückfiel und auf die Planken klatschte.

Suko drehte sich wieder um. Ein Teil der Arbeit lag hinter ihm.

Das Allerschwierigste würde noch folgen, und er dachte dabei an Kommissar Tolini und John Sinclair.
Wie mochte es den beiden inzwischen ergangen sein?

***

Mit unserem Piloten hatten wir wirklich Glück. Man sagt den Italienern ja nach, daß sie forsche, allerdings auch gute Autofahrer sind.
Dieser Pilot war ein ebenso guter Flieger. Denn seine Aufgabe war fast unmöglich zu lösen. Er mußte eine fliegende Strige im Auge behalten und durfte sie auf keinen Fall verlieren.
Das war verdammt schwer.
Die Horror-Eule schien bemerkt zu haben, daß wir sie verfolgten.
Sie flog nicht in einer geraden Linie weiter, sondern schlug einen Zickzack-Kurs ein, der sie über die Hausdächer führte, wobei sie manchmal, wenn sie genügend Platz besaß, sogar dicht über den Boden segelte, um wieder hochzusteigen, damit sie weitere Lücken auskundschaften konnte. Ein irres Spiel, und der weitaus trägere Hubschrauber konnte all die Kapriolen nicht immer nachvollziehen.
Ein paarmal verloren wir sie aus den Augen. Besonders dann, wenn sie über dem Wasser der sehr engen Kanäle entschlüpfen wollte, doch sie tauchte immer wieder auf.
Der Pilot war nicht nur ein ausgezeichneter Flieger, er besaß auch die Augen eines Falken. Denn er war es letztendlich, der die Strige jedesmal sah.
Ich hatte mich auf den Sitz des Co-Piloten gequetscht. Allerdings nicht angeschnallt und hockte so in angespannter Haltung und leicht nach vornübergebeugt.
Meine dunkle Brille mußte ich vor den Augen behalten, denn manchmal knallten die Sonnenstrahlen wie lange, gleißende Speere durch das Kabinenglas in das Innere und blendeten fürchterlich.
»Da ist sie wieder!« sagte der Flieger, als er die Eule abermals entdeckte. »Genau über dem Taubenschwarm.«
Er hatte recht. Der kleine, sich rasch bewegende Punkt in der Luft war tatsächlich die Strige.
Auch Tolini hatte sie jetzt gesehen. »Sinclair«, sagte er aufgeregt.
»Die fliegt genau in die Richtung, die wir in der vergangenen Nacht durchsucht haben.«
»Sie meinen das Viertel?«
»Ja.«
Unser Pilot meldete sich zu Wort. »Da sind die Gassen und Kanäle für den Hubschrauber aber zu eng.«
»Viel weiter wird sie ja nicht fliegen«, erwiderte ich hoffnungsvoll.
Commissario Tolini dachte nicht so optimistisch, das sah ich seinem

Gesicht an. Es zeigte skeptische Züge. Ich war da anders, denn wenn ich erst einmal den Optimismus verlor, konnte ich ganz einpacken.

Dicht flogen wir über den Häusern hinweg. Manchmal kam es mir so vor, als würde die Maschine die Schornsteine abrasieren, aber unser Pilot hatte den Copter fest im Griff. Auf einmal verschwand die Eule.

Fast wie ein Schwimmer ins Wasser, so tauchte sie plötzlich in eine Lücke zwischen die eng gegenüberstehenden Häuser.

Befand sich dort ihr Ziel?

Ich machte dem Piloten durch Handbewegungen klar, kreisend zu fliegen. Er ließ die Maschine ein wenig in die Höhe steigen und flog nun in die Runde.

»Wo sind wir hier?« Diese Frage galt dem Kommissar.

Tolini deutete nach rechts. »Nicht weit von hier haben wir uns in der vergangenen Nacht herumgetrieben.«

»Liegen hier auch Grabmäler irgendwelcher Dogen?«

Tolini hob die Schultern. »Wie mir bekannt ist, nicht. Wenigstens nicht die Grabstätten der berühmten.«

Sollten wir landen? Ich überlegte hin und her. Die Strige tauchte vorerst nicht auf. Es war ein Spiel, in dem die Chancen gleich schlecht oder gleich gut standen, wobei es auf den Blickwinkel ankam.

Mit dem Daumen deutete ich nach unten.

Unser Pilot verstand. »Aber nicht hier!« rief er. »Die Straßen sind zu schmal.«

»Versuchen Sie in der Nähe einen Platz zu finden!«

Das tat der Mann. Wir hüpften praktisch von Hausdach zu Hausdach. Sie waren nicht alle gleich hoch, und die Schaukelei schlug mir ein wenig auf den Magen.

Dann hatten wir einen Ort gefunden.

Es war ein ovaler Platz, von zwei Wasserstraßen eingeschlossen.

Von hier oben sahen wir einige Bänke, auf denen Menschen saßen.

Sie blickten zu uns hoch.

Schnell verlor die Maschine an Höhe. Sie wurde danach langsam, und setzte schließlich sacht auf.

Die Einheimischen auf den Bänken starrten uns an, als kämen wir vom Mars. Einige von ihnen standen auf und liefen davon. Auf den beiden Kanälen fuhren Boote. Meist wurden sie gerudert und waren mit Waren beladen, die zu einem Markt transportiert wurden. Die Schiffer bekamen ebenfalls große Augen, als wir aus dem Hubschrauber kletterten.

Wir hatten dem Piloten klargemacht, erst einmal zu warten. Er verstand. »Soll ich als Rückendeckung hierbleiben?«

»So ungefähr.« Ich schaute Tolini an. »Sie gehen mit. Falls wir irgend etwas finden, schicke ich Sie zurück, damit Sie meinen Kollegen Suko holen.«

Der Kommissar wiegte zuerst den Kopf, zeigte sich nach einigem Überlegen allerdings einverstanden. »Nur werden wir zu Fuß kaum gehen können«, meinte er. »Wir müssen es mit einem Boot versuchen.«

Da hatten wir das Dilemma. Woher nehmen und nicht stehlen?

Tolini regelte das. Er sprach mit den Leuten, die uns zuschauten, palaverte einige Minuten und hatte Erfolg. Ein älterer Mann brachte uns zu einer Treppe, die zum Kanal führte.

Ein kleines Motorboot. Es besaß einen Außenborder. Ich zahlte die Leihgebühr, und der Besitzer löste höchstpersönlich die Leine.

Dann stiegen wir ein, und ab ging die Fahrt.

In der Nacht sind alle Katzen grau. Als mir Tolini erklärte, daß wir vor Stunden noch die gleiche Strecke gefahren waren, wollte ich es kaum glauben.

Aber ich spürte irgendwie dieses andere Venedig. Kaum ein Mensch befand sich unterwegs. Die Häuser sahen am Tage noch schlimmer, noch verfallener aus. Hier konnte man nicht mehr leben, nur noch hausen. Manchmal schauten aus glaslosen Fenstern finstere Gesichter. Man bespie uns, jemand warf auch eine Büchse, dann war es wieder still, und ich ließ mich von der Umgebung regelrecht fesseln.

Irgendwie kam sie mir unheimlich vor. Jeder Stein hier, obwohl stumm, schien von Moder, Tod und Vergänglichkeit zu reden. Über dem Wasser lag ein seltsam fauliger Geruch. Tauben flogen durch die Luft. Ihre Flügelschläge kamen mir träge vor, und ich mußte wieder an die Vögel denken, die tot aufgefunden worden waren.

Es gab auch Häuser, die beschriftet waren. Inschriften, die ich kaum entziffern konnten, weil sie in Latein geschrieben waren. In diese Gegend fiel nur selten ein Sonnenstrahl, in den engen schluchtenartigen Gassen war es wesentlich kühler als sonst, und das unsichtbare Gespenst des Verfalls geisterte überall umher.

Der Lärm des kleinen Außenborders kam mir direkt störend vor.

Dann erschien vor uns die Brücke, und der Kommissar erklärte mir, daß es genau die gewesen war, die das Mädchen verfehlt hatte, bevor es ins Wasser stürzte.

»Wenn wir jetzt eine Zeichnung hätten«, murmelte ich.

»Aber sie hat doch ausgesagt.«

»Haben Sie die Worte noch im Kopf?«

Tolini hob die Schultern. Er hatte die Geschwindigkeit gesenkt, saß am Heck und schaute nur.

Wir fuhren unter der Brücke her. Irgendwie drohend kamen mir die Rückseiten der Häuser vor. Verfallene Fassaden, oft dicht über dem Wasser mit Moos bewachsen und manchmal entdeckte ich eine Treppe.

Ich spürte, daß wir dicht vor dem Ziel waren, und sollte mich nicht getäuscht haben.

Plötzlich sah ich etwas auf dem Wasser schwimmen. Mehrere Gegenstände, etwa doppelt so groß wie eine Hand und weißlich schimmernd. Wir glitten näher heran, und ich konnte die Gegenstände identifizieren.

Es waren tote Tauben!

Und sie schwammen mit den Bäuchen nach oben. Deshalb dieses hellere Schimmern.

»Halten Sie an!« sagte ich mit rauher Stimme. Ich war etwas nervös geworden, denn wir befanden uns sicherlich nicht mehr weit vom Ziel entfernt.

Der Motor verstummte. Ein wenig wurden wir noch weitergetrieben und gerieten zwischen die toten Tauben. Ich zählte sie rasch und kam auf die Zahl 18.

18 tote Tauben! Hart mußte ich schlucken. Wer hatte ihren Tod verschuldet?

An die Strigen wollte ich nicht so recht glauben, denn die letzte Satans-Eule war in der Nähe eines Taubenschwarms vorbeigeflogen, ohne daß sich etwas getan hätte. Wahrscheinlich waren die roten Riesenvampire an der Vernichtung dieser Tiere schuld.

Befand sich die Strige vielleicht auch in der Nähe? Ich drehte mich in dem kleinen Boot, so gut es ging. Stille lastete zwischen den Hauswänden. Nur das Glucksen und Klatschen des Wassers war zu hören, wenn es gegen die Hauswände spülte.

»Die Kleine hat doch von einem Balkon erzählt«, sagte Tolini.

»Vielleicht sehen wir ihn hier.«

Es gab zwar Balkons, aber ob nun der dabei war, über den Franca Patelli geklettert war, konnte ich auch nicht sagen.

Unser Boot stieß mit dem Rumpf gegen die Hauswand, wurde wieder zurückgedrückt, weitergetrieben und glitt dorthin, wo ich etwas in die Wand eingemeißelt sah.

Einen Text.

Automatisch begann ich zu lesen. Die Stellen waren ebenfalls in lateinischer Sprache verfaßt, man hatte die Worte dicht nebeneinandergedrückt, kaum Zwischenraum gelassen, aber ein Name fiel mir auf.

Strigus!

Verdammt, er war hier. Oder mußte hier gewesen sein, denn nicht umsonst war sein Name hier verewigt worden. »Das ist es«, sagte ich mit fester Stimme und nickte dem Kommissar zu.

»Wieso?«

»Hier muß das Grab des Dogen oder was weiß ich liegen. Der Name Strigus ist in die Wand eingemeißelt worden.«

Eine Minute ließ ich Tolini Zeit, sich den Text anzuschauen. Dann fragte ich: »Habe ich recht?«

»Ja«, hauchte er. »Da steht Strigus und etwas von Todfeindschaft.«
»Mit wem?«
»Mit den Trinkern des Bluts.«
»Das sind die Vampire!« stieß ich hervor.
»Wahrscheinlich.«
»Nicht nur das, sondern ganz sicher.« Mein Gesicht spannte sich.
»Ich stehe dicht vor dem Ziel, Commissario, verdammt dicht sogar, und ich denke nicht daran, aufzugeben. Jetzt geht es los. Sie fahren zurück, holen meinen Partner, sperren das Viertel meinetwegen ab, und ich versuche, Strigus zu finden.«
»Das ist gefährlich.«
»Wie das Fahren mit einem Auto. Machen Sie schon, Kommissar.« Beim letzten Wort ging ich daran, das Boot zu verlassen.
Ich hatte eine schmale Treppe gesehen. Mit einem Sprung erreichte ich sie und ließ Tolini zurück.
Der Polizeikommissar fuhr davon. Noch einmal winkte er mir zu, dann gab er dem kleinen Boot Stoff.
Ich machte mich auf die Suche nach Strigus…

***

Die Treppe endete vor einer Tür. Faulig war das Holz. Es roch auch so. Als ich mein Gesicht bis dicht an die Tür brachte, verzogen sich meine Mundwinkel.
Ein paarmal trat ich im unteren Drittel dagegen, und es gelang mir, sie aufzubekommen.
Langsam schwang sie zurück.
Wie ein Schattenriß zeichnete sich mein Körper im Türrechteck ab. Ich stand im Hellen, während vor mir ein düsterer Gang lag, der in das Treppenhaus führte.
Ein unheimliches Haus, dies spürte ich sofort. Hier ballte sich der Mief der Vergangenheit, einer alten Epoche, von der nur noch Überreste zurückgeblieben waren. Früher hatten die Menschen auf Geld nicht zu schauen brauchen, Venedig war eine reiche Stadt gewesen, dementsprechend präsentierten sich auch die Häuser.
Selbst die weniger prächtigen, wie dieses, in dem ich stand, besaß immer noch Marmorwände, einen Steinfußboden aus dem gleichen Material, und mir kam es vor, als hätte die damaligen Bauherren die Häuser für die Ewigkeit errichten wollen.
Natürlich war vieles zerstört. Auch ich mußte über Schutt steigen, Steinen ausweichen und an den zerkratzten Wänden entlanggehen, damit ich die Treppe erreichte.
Sie war zerstört.
Eine Hoffnung weniger. Ich hatte gedacht, über eine Treppe die oberen Etagen zu erreichen. Dort konnten sich unter Umständen die

Strigen oder auch andere Gegner versteckt halten, doch allem Anschein nach gab es da noch andere Schlupfwinkel.

Strigus hatte hier gelebt! Davon ging ich aus. Er mußte mit diesem Haus etwas zu tun gehabt haben. Etwas Verbotenes, Grauenhaftes, Gefährliches.

Und wo konnte er das durchführen?

Im Keller!

Eine tote Taube wies mir den Weg. Sie lag auf dem Boden wie abgeschossen, und ich entdeckte tatsächlich in einem Winkel des Flurs den Eingang in die Tiefe.

Für einen Moment blieb ich davor stehen. Eine kalte Gänsehaut kroch über meinen Rücken, als ich in das düstere Loch schaute. Irgendwie hatte ich Angst, den Keller zu betreten. Ich war sicher, daß dort unten das Unheil lauern würde, und ich stand allein.

Aber es half nichts. Zudem war ich nicht ohne Waffen gekommen und konnte mich meiner Haut schon wehren.

Den Kopf mußte ich einziehen, als ich die ersten Schritte ging und mich der dunkle Eingang verschluckte. Mit Kellern hatte ich zwar meine Erfahrungen gesammelt, aber nicht mit Kellern in Venedig. Eigentlich hatte ich mit der Existenz einer Treppe gerechnet, die jedoch war nicht vorhanden. Bevor ich noch meine Bleistiftleuchte hervorholen konnte, trat ich auf eine Schräge, konnte mich nicht mehr richtig halten und rutschte in die Tiefe.

Allzu lange befand ich mich nicht auf dieser unfreiwilligen Rutschpartie. Aber ich landete mit einem Krach, denn vor mir befand sich Holz oder was nicht alles.

Wenn man mich bisher noch nicht gehört hatte, jetzt war alles klar. Sollten meine Gegner hier lauern, dann wußten sie auch, daß ich gekommen war.

Lange blieb ich nicht liegen, rollte mich zur Seite, kam auf die Füße, holte endlich meine Lampe hervor und schaltete sie ein.

Dünn, sehr dünn war der Strahl. Aber er zeigte mir doch, wo ich mich befand.

In einem Keller voller Gerumpel. Irgend jemand hatte hier seinen Abfall hingekippt. Zwischen uralten Bettgestellen, zerbrochenen Holzkisten und fauligen Kartons kam ich mir deplaziert vor. Vor allen Dingen deshalb, weil ich keine Strige sah.

Auch keine Spur von den roten Vampiren. Ich schien das einzige Lebewesen hier zu sein.

War es eine Täuschung gewesen? Ein Irrlauf? Alles deutete darauf hin, daß ich mich in diesen feuchten Keller nur verirrt hatte.

Wenn meine Schätzungen stimmten, dann mußte er sogar halb unter Wasser liegen, das heißt der Wasserspiegel des Kanals war ein bis zwei Meter höher als der Kellerfußboden.

Wenige Schritte ging ich vor, wobei ich den Lampenstrahl zu Boden sinken ließ.

Dann entdeckte ich doch etwas.

Es war eine Klapptür oder eine Falltür, wie immer man es auch sehen wollte.

Schon oft in meiner Laufbahn war ich auf ähnliche Türen gestoßen, und mich hatte immer interessiert, was darunter oder dahinter lag.

Der eiserne Ring lud geradezu ein, ihn hochzuheben, was ich auch tat. Ich brauchte nicht einmal viel Kraft einzusetzen, um die Klapptür in die Höhe zu bekommen. Als sie senkrecht stand, bekam sie das Übergewicht und fiel nach hinten.

Ich hatte freie Sicht – und schaute auf Wasser.

Ja, darunter befand sich graues, schmutziges Wasser, allerdings nicht so hoch, daß es den Rand der Klappe erreicht hätte. Zwischen ihm und dem Wasserspiegel befand sich ein etwa kopfhoher Zwischenraum, der mit Atemluft gefüllt war.

Das Risiko, in das Wasser zu steigen, war also nicht sehr groß. Ich konnte immer wieder auftauchen und Luft holen. Zunächst einmal ging ich in die Hocke und leuchtete. Der Strahl verlor sich sehr rasch in der trüben Flut, aber ich glaubte, die Umrisse eines aufrecht stehenden Gegenstandes zu erkennen.

Vielleicht eine Figur?

Jetzt war ich schon so weit gegangen und wollte es genauer wissen. Die Lampe steckte ich weg und tauchte in die brakige Flut.

Sie war nicht sehr kalt, fast angenehm, aber es schwamm viel Dreck herum. Ich sank in die Tiefe, hatte die Beine ausgestreckt und spürte plötzlich Grund unter meinen Füßen. Soeben gelang es mir, zu stehen und dabei den Mund über Wasser zu halten.

Um jedoch die Figur näher kennenzulernen, mußte ich tauchen.

Das tat ich nach zweimaligem Luftholen.

In die Stille hinein glitt ich, kam der Figur näher, deren Umrisse sich allmählich klarer herauskristallisierten, und ich erkannte sie.

Das war Strigus!

Vor mir stand diese widerliche Dämonenabart als Modell, als ein Bildnis, ein Denkmal.

Damit hatte ich nicht gerechnet, schwamm sehr dicht heran und konnte sie mir sogar ansehen.

Strigus sah so aus, wie ich ihn kannte. Halb Skelett halb Eule. Der Schädel schien in der Mitte geteilt zu sein. Die eine Hälfte gehörte einer Eule, die andere bestand nur aus bleichen Knochen.

Ich schwamm so dicht heran, daß ich ihn berühren könnte.

Waren die Knochen nun echt, oder aus Stein nachgebildet? Ich wußte es nicht, und ich kam auch nicht mehr dazu, darüber nachzudenken, denn die Ereignisse überstürzten sich und wurden mir aus der Hand

gerissen. Bevor ich mich mit den Flügeln dieser seltsamen Mutation befassen konnte, spürte ich das Ziehen an meinen Füßen.

Es war ein Gefühl, als hätten mich unsichtbare Hände gepackt.

Hände waren es nicht, sondern diese Kraft ging einzig und allein von dem Wasser aus, das den Keller überschwemmt hielt.

Es wurde abgesaugt!

Ein gewaltiger Sog entstand links von mir. Dieser Sog war so stark, daß er auch mich in die Richtung ziehen wollte, und es wäre ihm fast gelungen, wenn ich mich nicht im letzten Augenblick an Strigus festgeklammert hätte.

Die Luft wurde mir knapp. Jetzt hätte ich nach oben schwimmen müssen um einzuatmen, doch ich konnte nicht loslassen, der Sog war einfach zu stark und hätte mich in mein Verderben gezogen.

Wie lange dauerte es?

Mein gesamter Körper schrie nach Luft, doch ich durfte auf keinen Fall loslassen. Das Wasser um mich herum befand sich in Bewegung, der Keller leerte sich. Ich hoffte darauf, daß in einem bestimmten Zeitraum genügend Wasser abfloß, damit ich wieder atmen konnte.

Ich hatte Glück.

Plötzlich lag mein Gesicht frei. Nur noch der Körper wurde hochgeschwemmt, ich atmete tief ein, schaute nach unten und bekam mit, wie immer mehr Wasser den Keller verließ.

Jetzt konnte ich auch wieder die Lampe nehmen und stellte fest, daß ich bis zu den Knöcheln im Schlamm stand.

Aber wo war das Wasser abgelaufen?

Von meiner Position aus konnte ich nichts erkennen. Ein paar Schritte mußte ich schon vorgehen, entdeckte dann das Loch in der Wand, das wirklich riesig war, sah dahinter einen feuchten Felsengang und schritt ihn entlang.

Überrascht blieb ich wenig später stehen. Vor mir lag eine große, unter dem Wasser liegende Höhle, in der sich ein kleiner See angesammelt hatte. Auf ihm schwammen die weißen Särge.

Hier also war ihr Ziel.

Es war ein irgendwie unheimliches Bild. Das dunkle Wasser, vor dem sich die Särge besonders scharf abhoben. Ich wußte ja, womit sie gefüllt waren und bekam ein leichtes Schütteln. Die Decke sowie die Wände des Gewölbes bestanden aus rauhem Gestein, und ich war mir sicher, daß unterhalb des Wasserspiegels ein weiterer Abfluß liegen mußte.

Furcht bekam ich, als ich gegen die Decke leuchtete. Dort hockten gewaltige Schatten. Sie hatten sich im Gestein festgekrallt, ich wurde wieder an die großen Höhlen der Schwäbischen Alb erinnert, denn dort hatten sie in der gleichen Haltung gesessen. Es waren die roten Vampire! Vor mir die Särge, über mir die Vampire.

Die Blautsauger als auch die Strigen waren Feinde von mir, so daß ich mir vorkam wie jemand, der zwischen den Fronten stand.

Aber das Spiel war noch nicht beendet: Das Wasser geriet plötzlich in Bewegung, es warf Wellen, die Särge begannen zu schaukeln, aus der Tiefe her mußte etwas nach oben steigen.

Unwillkürlich hielt ich den Atem an. Was kam dort an? Sekunden später bekam ich die Antwort.

Zuerst erschien der Kopf. Halb Eulenhalb Skelettschädel. Bei der Schulter war es das gleiche. Auch hier Knochen und Federn. Immer höher tauchte die Gestalt, die ebenso aussah wie hinter mir das Denkmal. Diesmal war der echte Strigus gekommen, und auf seiner rechten Schulter hockte die Eule, die wir verfolgt hatten…

***

Es war ein grauenhaftes, schauriges Bild, wie es da aus dem Wasser stieg, und mit jedem Zentimeter, den er hinter sich ließ, wurde das Grauen stärker.

Mein Herz klopfte schneller. Ich schaute auf die Särge und stellte fest, daß sich die Deckel bewegten. Von unten wurde gegen sie gedrückt, man stemmte sie in die Höhe, so daß die Strigen ihre weißen Totenkisten verlassen konnten.

So lautlos es ging, geschah dies, und auch ich war ein stummer Beobachter.

Meine Beretta hatte ich gezogen, richtete die Mündung auf Strigus, der sich überhaupt nicht stören ließ und aus dem See kletterte.

Dann standen wir uns gegenüber.

Zum zweitenmal. Ich dachte daran, wie schnell er auf dem Schiff gewesen war, als ich meinen magischen Bumerang auf ihn geschleudert hatte. Er war sogar dieser Waffe ausgewichen und konnte mir deshalb entkommen. Angst zeigte er nicht, denn er wußte seine Helfer hinter sich, die allesamt in den jetzt offenen Särgen hockten.

Sie waren vom Meer her gekommen, jetzt hatten sie ihr Ziel erreicht, und ich war gespannt, was sie hier wollten. Ich dachte auch an die Feinde, die roten Vampire, und Strigus' Organ unterbrach meine Überlegungen.

»Wir kennen uns, John Sinclair!«

Zum erstenmal hörte ich ihn sprechen. Er krächzte mehr, ich mußte mich anstrengen, um ihn verstehen zu können.

»Das stimmt allerdings«, sagte ich. »Dabei habe ich sogar gehofft, daß es noch einmal dazu kommen wird.«

»Sicher, aber für dich ist es der falsche Zeitpunkt, denn du wirst zwischen die Fronten geraten und vernichtet.«

»Weshalb seid ihr hier?« fragte ich, denn ich wollte endlich die Lösung des Rätsels erfahren.

Strigus gab erst einmal keine Antwort. Er bewegte seinen häßlichen Schädel, schaute in die Höhe, sah die Vampire wohl, doch er redete nicht darüber.

Dieser Dämon mußte sich sehr sicher sein. Dann antwortete er urplötzlich. »Es gibt eine lange, lange Feindschaft zwischen uns und den Vampiren. Vor allen Dingen waren es die roten Vampire, die uns immer wieder angriffen und ausrotten wollten. Sie haben es aber nie geschafft, denn wir waren schlauer.«

»War dies vor der Zeit des großen Schlafes?«

»Du hast es erfaßt. Auch wir sind damals in den großen Schlaf gefallen, als die Erde noch längst nicht so war wie heute. Die Menschen begannen sich erst zu entwickeln, sie hatten es gelernt, mit den Dämonen zu leben, sie akzeptierten uns. Wir kamen aus den weiten Nordländern und wollten uns die Menschen Untertan machen. Dann aber trafen wir auf die roten Vampire, die das gleiche Ziel verfolgten. Wir wurden Feinde, bekämpften uns, und bis zum langen Schlaf des Vampiro-del-mar blieb es unentschieden. Es konnte einfach keinen Sieger geben, aber dieser Kampf ist noch längst nicht beendet. Mit der Wiederauferstehung des Vampiro-del-mar und seinen roten Vampiren erinnerten auch wir uns der alten Zeiten, und wir werden diesen Kampf fortsetzen, bis es einen Sieger gibt. Deshalb sind wir gekommen. Überall auf der Welt gibt es noch Orte, wo man sich an uns erinnert. Wie hier in Venedig. Die Menschen haben ein Denkmal geschaffen. Aus den Überlieferungen wußten sie, wer wir waren. Die alten Römer schon haben uns verehrt, ebenso die Wikinger und die Völker des Nordens. Die Strigen waren nicht vergessen, sie sind die wahren Herrscher, und ich, Strigus, werde sie wieder zu dem machen, was sie einmal gewesen sind. Zuvor müssen wir die roten Vampire töten. Heute machen wir den Anfang. In dieser Höhle vernichten wir sie.«

»Was hat es mit dem Grabmal auf sich?«

Das Eulenwesen stieß ein häßliches Geräusch aus, das wohl ein Lachen sein sollte. »Das Grabmal ist eine Täuschung. Du hast es selbst gesehen. Es ist ein Denkmal, kein Grabmal. Die roten Vampire wußten, daß wir irgendwann hierher kommen würden. Vampiro-del-mar hat sie geschickt, um uns aufzulauern. Niemand soll wissen, was hier bald geschehen wird. Wer das angebliche Grabmal entdeckt, ist dem Tod geweiht. Er wird nicht nur von den Strigen, sondern auch von den gewaltigen Vampiren gejagt und eine sichere Beute.«

Jetzt wußte ich auch, weshalb Franca Patelli und ihr Freund Marco so hatten leiden müssen. Die beiden hatten sich in den Keller hinter mir verirrt und waren gesehen worden. Wie ich waren auch sie zwischen die Mühlsteine einer gewaltigen Auseinandersetzung geraten. Von ihnen allerdings hatte sich nur eine Person retten

können. Die andere war ein Opfer der Vampire geworden.

»Dann haben die Strigen auch die Tauben getötet?« wollte ich wissen.

»Das waren die Vampire und wir. Aber zumeist die Fledermäuse. Wir brauchen Blut, um existieren zu können. Es ist etwas anderes, ob man nun lebt, oder in einem langen Schlaf liegt. Leben bedeutete Kraft. Und diese Kraft gibt uns allein das Blut, wobei es egal ist, ob es von einem Menschen oder einem Tier stammt.« Das eine Eulenauge schaute mich an. »Bist du nun zufrieden?«

»Ja.«

»Dann kannst du sterben!«

Zwar hatte ich noch fragen wollen, wie es den Riesenfledermäusen gelungen war, in das Gewölbe zu gelangen, doch die Zeit ließ Strigus mir nicht mehr. Er griff auch nicht selbst an, sondern schickte die Eule, die wir verfolgt hatten.

Wie ein Pfeil, so schnell löste sie sich von seiner Schulter und jagte auf mich zu.

Auch Strigus bewegte sich, brachte sich dabei aus der Schußrichtung, während aus den Särgen die ersten Strigen hochstiegen.

Gleichzeitig lösten sich auch die roten Vampire von ihren Plätzen, und es kam zu einem Kampf ohnegleichen…

***

Commissario Tolini hatte den Piloten zu noch größerer Eile aufgefordert. Noch nie war er so schnell über seine Stadt geflogen, und er trieb ihn weiter an, denn die Sekunden zählten.

Während des Flugs schon gab Tolini Alarm. Seine Anweisungen kamen knapp und präzise. Über Bordtelefon setzte er sich mit seinem Vorgesetzten in Verbindung, der auch noch eine Neuigkeit für ihn hatte.

»Wir wissen jetzt, woher die Särge stammen. Sie sind aus einem Lager gestohlen worden. Allerdings nicht in Venedig, sondern in Genua. Soeben kam die Meldung.«

Tolini bedankte sich und klärte seinen Chef dann über den Großeinsatz auf.

Der Mann wollte es nicht glauben, hielt alles für einen makabren Scherz, doch Tolinis Stimme bewies ihm, daß es dem Kommisar sehr ernst war. »Dann scheuchen Sie in Gottes Namen die Hundertschaft!« Der Kommissar bekam grünes Licht.

Wenig später schon landete der Hubschrauber am Canale Grande. Dort sah es inzwischen völlig anders aus. Der Kanal war gesperrt worden, keine Gondel fuhr mehr, und auch an den Ufern stauten sich die Polizeiwagen. Es gab kaum einen Platz, wo der Pilot hätte landen können, der mußte erst geschaffen werden.

Suko war inzwischen ebenfalls an Land gekommen. Tolini rannte winkend auf den Chinesen zu. »Kommen Sie mit. Ich weiß jetzt, wo sich das Grabmal befindet. Zudem habe ich Großalarm gegeben.«

Der Inspektor stellte keine Fragen, enterte die Maschine, und ab ging die Post.

Wieder einmal rauschten sie über die Stadt. Beide Männer hofften, daß sie nicht zu spät kommen würden…

***

Auch während des Gesprächs hatte ich immer mit einem Angriff der Strige gerechnet, deshalb wurde ich auch nicht davon überrascht und konnte meine Gegenmaßnahmen ergreifen.

Gedankenschnell glitt ich zur Seite, drehte mich dabei und schoß.

Es mußte alles innerhalb einer Sekunde geschehen, denn mehr Zeit würde ich nicht bekommen.

Übermäßig laut krachte die Beretta im Innern des Gewölbes. So flink die Strige auch war, diesmal konnte sie der geweihten Kugel nicht ausweichen. Sie hieb in das graue Gefieder, wurde zur Seite geschleudert, überschlug sich in der Luft noch, fiel dann zu Boden und verging.

Völlig dunkel war es in der Höhle nicht. Von irgendwoher über mir drang ein spärliches Licht, und es wurde sogar noch ein wenig heller, denn Strigus' Körper überzog sich mit einem grünlichen Leuchten. Auch das kannte ich von der Kreuzfahrt her, ja, eigentlich hatte ich Strigus so kennengelernt.

Ich wandte mich um. Er befand sich längst nicht mehr auf seinem Platz, sondern hatte sich ins Kampfgetümmel gestürzt. Und das war wirklich enorm.

Für die roten Vampire war es ebenfalls ein Angriffsignal gewesen. Wie beutegierige Tiger stürzten sie sich von der Decke, breiteten ihre gewaltigen Schwingen aus, ich hörte das Brausen, und dann prallten die beiden Parteien aufeinander.

Ich zog mich zurück. Dicht am Ausgang blieb ich stehen, schußbereit die Beretta, und fasziniert schaute ich dieser gnadenlosen Auseinandersetzung zu.

Hier ging es um Sein oder Nichtsein. Eine Dämonenart bekämpfte die andere, jede wollte die Herrschaft gewinnen. Innerlich bebte ich, ich wußte nicht, zu wem ich halten sollte und schaute nur zu.

Für die beiden verfeindeten Parteien schien ich nicht existent zu sein, sie kümmerten sich nicht um mich.

Von der Größe her hätten die Eulen eigentlich unterlegen sein müssen, aber sie spielten ihre Schnelligkeit aus, während die Vampire sich mit ihren großen Schwingen manchmal gegenseitig stark behinderten. Einem Blutsauger war es gelungen, eine Satans-Eule zu

packen. Er hielt die Eule zwischen seinen Krallen, huschte sogar dicht an mir vorbei, stieg in die Höhe, und dann wurde die Strige zerrissen.

Der Riesenvampir stürzte sich auf den nächsten Gegner.

Da hatte er sich verrechnet. Die zweite Strige war schneller. Sie drehte sich, befand sich plötzlich über dem Blutsauger und saß mit einemmal auf ihm.

Ihr Schnabel hackte zu.

So scharf wie ein Messer war er, und er riß auch die Haut am Kopf der Fledermaus auf.

Ein seltsam schriller Schrei drang an meine Ohren. Für mich hörte er sich an wie der Todesschrei des Blutsaugers.

Dem war auch so.

Der Vampir hielt sich nicht mehr, sondern fiel zu Boden.

Die würde nie mehr aufstehen. Und die Strige hatte mir bewiesen, wie sehr sie kämpfen konnte.

Ich suchte den Anführer. Weit brauchte ich nicht zu schauen, er befand sich inmitten des Pulks. Auch war er gut auszumachen, da die grünliche Aura ihn nach wie vor umhüllte. Gern hätte ich ihn erschossen, aber die riesenhaften Fledermäuse befanden sich in dauernder Bewegung und auch zwischen ihm und mir.

Das Gewölbe war erfüllt von einem hohen Kreischen und abgehackten Krächzen. Es übertönte sogar noch das Flattern der Flügel, und immer wieder stießen beide Gegner aufeinander.

Sie verbissen sich ineinander oder rissen sich entzwei, und ich war nach wie vor der Zuschauer.

Sollte ich es bleiben?

Nein, ich wurde selbst in den Kampf mit hineingezogen, denn die roten Vampire wußten ebenfalls, wer ich war. Ein Schatten segelte plötzlich auf mich zu. Er kam von der Decke, wurde riesengroß, ich sah die großen Schwingen ausgebreitet und zwischen ihnen den relativ kleinen Kopf.

Da hinein setzte ich die Kugel.

Sie zerschmetterte den Schädel der Fledermaus. Trotzdem hatte sie noch soviel Wucht, daß sie über mich fiel und mich fast begraben hätte. Ich kämpfte mich unter ihr frei, wollte auf die Beine kommen, sah mich gleich zwei Strigen gegenüber, die von verschiedenen Seiten auf mich zuflogen.

Ausweichen konnte ich nicht mehr, riß in meiner Verzweifelung einen noch intakten Flügel der Fledermaus wie ein schützendes Tuch hoch, und die rechte Strige donnerte dagegen.

Die Krallen der linken aber fanden mein Haar.

Der Schmerz zuckte durch meinen Kopf. Für den Bruchteil einer Sekunde überfiel mich die Panik. Wenn sie jetzt zuhackte, dann…

Da fiel der Schuß.

Den Luftzug der Kugel glaubte ich zu spüren, so dicht strich das Geschoß über meinen Scheitel hinweg und riß die Strige von meinen Haaren.

Gefeuert hatte mein Freund und Kollege Suko, der am Eingang stand und weiterhin auf die Bestien hielt.

Die geweihten Kugeln schlugen in die Körper. Sie trafen Vampire und Strigen, stifteten ein heiloses Durcheinander. Zeit, mich bei Suko zu bedanken, hatte ich jetzt nicht, ich wollte sehen, daß ich endlich an Strigus herankam.

Er schwebte.

In der Größe stach er wesentlich von den anderen Satans-Eulen ab. Groß wie ein Mensch, unheimlich aussehend und mit einem noch längeren Schnabel versehen als die anderen Eulen.

Ich brüllte seinen Namen. Dabei rechnete ich, daß er zu mir herumfahren würde, das Gegenteil war der Fall. Er stieg der Decke entgegen, kollidierte mit einem Vampir, hackte in dessen Kopf und tauchte im Dunkel des Gewölbes unter, wobei ich den grünen Schein langsam verschwinden sah.

Und mit ihm die restlichen Strigen.

Wieder einmal flüchteten sie, wollten es nicht bis zum Ende auskämpfen. Ein für mich unhörbarer Befehl hatte die Wesen erreicht.

Sie folgten ihm sofort.

Gedankenschnell flogen sie hinter ihrem Anführer her, verschwanden ebenfalls, und ich mußte mich mit den roten Vampiren herumschlagen, die unfreiwillig zu Fluchthelfern der Strigen geworden waren.

Den Dolch nahm ich auch.

Mit beiden Waffen kämpfte ich mir einen Weg frei, wobei mich mein Partner Suko noch unterstützte.

Seite an Seite räumten wir mit der verdammten Brut auf und fügten indirekt Vampiro-del-mar eine schwere Niederlage zu, denn er verließ sich auf die roten Todesboten.

Ein paar Schläge bekamen wir ab. Sehr hart waren die Schwingen, wenn sie auf uns zufuhren, aber unsere Waffen schafften es immer wieder, den Weg so freizumachen, daß uns kein Vampir mehr in die Quere geriet.

Wir siegten.

Schließlich hatten wir die Riesenvampire ausgeschaltet. Nicht einmal an der Decke hielt sich noch jemand fest. Zurück blieb grauer Staub, durch den unsere Schuhe schleiften.

Wo steckten die Strigen?

»Siehst du sie?« fragte Suko.

Wie auch ich, so blickte mein Partner sich ebenfalls um, aber von den Satans-Eulen entdeckten wir keine Feder. Nur noch die Särge

schaukelten als makabres Andenken auf den Wellen des Sees.

Das war alles…

***

Nach einiger Suche und auch mit Hilfe der venezianischen Polizei hatten wir schließlich den Fluchtweg gefunden. Aus einer schmalen Röhre waren sie entschlüpft. Dieser Schacht war für die Riesenfledermäuse einfach zu klein, die Satans-Eulen hatten die Blutsauger letzten Endes überlistet.

Die Dummen waren wir.

Und auch bei einer Großaktion kam nichts mehr heraus. Den Polizeibeamten blieb schließlich nichts übrig, als die Särge einzusammeln.

»Und warum sind sie in die Särge gekommen?« stellte Commissario Tolini die Fragen.

Wir konnten nur raten.

Suko meinte: »Vielleicht wollten sie abschreckend wirken. Die Menschen sollten schon vorher zittern, denn vor Särgen fürchten sich ja die meisten Leute.«

Da konnte er recht haben.

Wir stiegen wieder an die Oberfläche. Spezialisten untersuchten das unterirdische Kanalsystem. Die Abflußanlage war raffiniert angelegt. Man arbeitete mit Strom und Gegenstrom. Wirklich gut gemacht, wenn man daran dachte, wie alt das schon alles war.

Dennoch atmeten wir auf, als wir das Tageslicht erblickten. Über der Perle der Adria stand die Sonne. Ich hatte das Gefühl, als würde sie noch kräftiger scheinen als sonst. Vielleicht deshalb, weil eine große Gefahr vorbei war.

Wir blieben den Tag noch in Venedig. Die Fahndung war nicht aufgehoben worden. Zahlreiche Polizisten suchten nach den Strigen. Nicht eine wurde gefunden. Dafür sprengten Fachleute die Figur im Keller.

Am Abend gingen wir essen. Italienisch. Tolini kannte da ein tolles Lokal, wo man keine Touristen traf.

Es wäre gemein, die einzelnen Speisen aufzuzählen, aber wer von Ihnen die italienische Küche kennt, dem wird auch so das Wasser im Munde zusammenlaufen…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 017 »Satans Eulen«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 223 »In den Krallen der roten Vampire«